

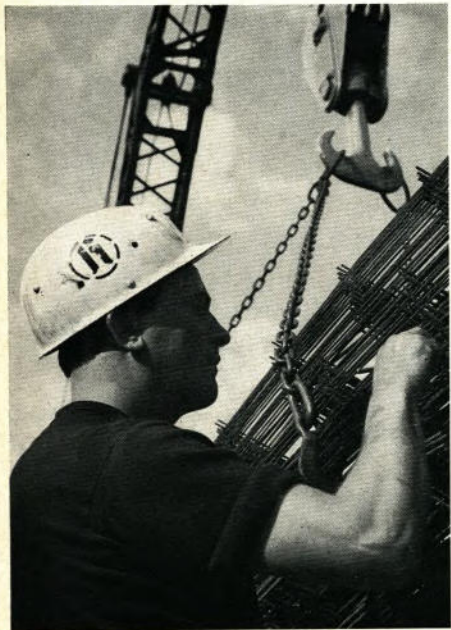


© 1963 Hoesch Aktiengesellschaft

	WERK und WIR HOESCH AKTIENGESELLSCHAFT	1 1963
L7147E		



Glückauf 1963!



Titelseite: Auf geht's! Ein neues Baujahr hat begonnen. Unsere Farbtitelseite zeigt Walter Trochowski beim Verladen von Baustahlgewebe für eine neue Großbaustelle. Das Foto wurde auf dem Freilager Dortmund des Hoesch Eisenhandels mbH aufgenommen



Rückseite: Unser Bild zeigt einen jungen Ausstellungsbesucher bei der Ausfüllung des Fragebogens zur Publikumsentscheidung für das Hoesch-Steckenpferdturnier. In diesen Tagen wird die letzte Ausstellung in Altenessen gezeigt. In unserem Märzheft werden wir über das Ergebnis der Besucherbefragung berichten und bei gleicher Gelegenheit auch die zweiten Preisträger und ihre Arbeiten vorstellen

Zu Beginn eines neuen Jahres ist es gut, Rückschau zu halten und den weiteren Weg abzustecken. Das zu Ende gegangene Jahr war das zehnte seit der Neugründung von Hoesch. Für uns wie für die deutsche Wirtschaft überhaupt waren diese Jahre, in denen sich ein deutlich sichtbarer Wandel in unseren Werken vollzog, glücklich und erfolgreich. Wir waren alle Zeugen dieser Entwicklung, in der es in Zusammenhang mit der Rationalisierung und Automatisierung unserer Anlagen um die Bereinigung der Erzeugungsprogramme ging. Wir haben nicht gescheut, Betriebe wie das Blechwalzwerk I/II, das Hammerwerk, das Spezialblechwalzwerk und das Feinblechwalzwerk Barop stillzulegen, Maßnahmen, die sich in jeder Weise als richtig erwiesen haben. So gelang es in diesen Jahren mit Unternehmerrmut, in aufgeschlossener Zusammenarbeit und durch eine wohldurchdachte Investitionstätigkeit, Erzeugung und Produktivität bemerkenswert zu steigern; nur dank dieser Tatsache konnten wir die erheblichen Kostensteigerungen, insbesondere Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen, tragen und gleichzeitig Dividendenzahlungen auf das bei uns arbeitende Kapital in dem in unseren Wirtschaftszweigen üblichen Rahmen leisten.

Heute erfüllt uns mit einiger Besorgnis die Frage, was das Jahr 1963 bringen wird. Die Strukturkrise im deutschen Steinkohlenbergbau hält an. Kohlenzoll und Rationalisierungsverband können nur Teilmaßnahmen im Rahmen einer großzügigen, leider noch immer fehlenden Konzeption sein, die weit in Stromerzeugung und Stromverteilung hineinreichen muß. Nur eine solche Lösung, für die England bemerkenswerte Anregungen gibt, und die auch die Zusammenlegung von Schachtanlagen ins Auge fassen muß, kann den deutschen Steinkohlenbergbau gesunden lassen.

Für die Stahlindustrie gilt, was für die gesamte deutsche Industrie zu sagen ist, in ganz besonderem Maße: Es bedarf äußerster Anstrengungen, um sich bei dem immer schärferen Wettbewerb vor allem auch auf den Auslandsmärkten zu behaupten. Die Standortvorteile, die einst gerade auch die deutsche Stahlindustrie besaß, sind durch die technische Entwicklung und insbesondere durch den stürmischen Wandel in der Verkehrstechnik weitgehend verlorengegangen. Die jungen Industriestaaten in Europa und in der übrigen Welt – unter den veränderten technischen und verkehrsmäßigen Voraussetzungen durch einen besseren Standort begünstigt, nicht mit Traditionen belastet, mit reichlichem Angebot an Arbeitskräften und mit modernen, großzügig aufgebauten Industrieanlagen – sind ernst zu nehmende Konkurrenten, die um ihren Marktanteil kämpfen und danach trachten, ihren Lebensstandard entscheidend zu verbessern.

Der Vorsprung, den deutsche Erzeugnisse noch vor Jahren nach Preis und Qualität hatten, ist verlorengegangen. Heute geht es für die deutsche Wirtschaft nicht mehr darum, einen Vorsprung zu halten, sondern sich auf den Märkten zu behaupten. Wir wollen hier nicht untersuchen, wie es im Wechselspiel von Löhnen, Kosten und Preisen zu dieser mit allem Ernst zu betrachtenden Lage kommen konnte. An der Feststellung, daß wir alle Anstrengungen machen müssen, unsere Wettbewerbsfähigkeit zu behaupten, kommt niemand – ob Unternehmer oder Arbeitnehmer – vorbei.

Das Jahr 1963 wird für uns alle zu einem Jahr der Bewährung. Wir sollten daher den Jahreswechsel zum Anlaß nehmen, unser Planen und Wollen neu zu bedenken, Bilanz zu ziehen und dabei vor allem auch die Posten der Passivseite nicht zu vergessen. Unser Leben kann materiell nur besser werden, wenn durch unsere Arbeit das Sozialprodukt wächst. Die Arbeitskraft muß mit höchstem Wirkungsgrad eingesetzt werden, zumal der Mangel an Arbeitskräften anhalten wird. Wir müssen weiter investieren und rationalisieren, um konkurrenzfähig zu bleiben. Da wir die Erträge wegen des harten Wettbewerbs von der Preisseite her kaum verbessern können, müssen wir jede Möglichkeit, die Kosten zu senken, wahrnehmen. Nur so wird es gelingen, das in den Jahren des Wiederaufbaus und Ausbaus unserer Werke Erreichte zu sichern.

Wir haben nichts unterlassen, um unsere Schachtanlagen unter den schwierigsten Verhältnissen der Strukturkrise im Steinkohlenbergbau leistungsfähig zu erhalten.

Die Westfalenhütte hat dank der Investitionen der vergangenen Jahre, die gleichzeitig dem planvollen Ausbau und der Rationalisierung dienten, ihre Rohstahlkapazität so erweitert, daß sie ihren Marktanteil halten konnte. Mit ihren leistungsfähigen Hochofenanlagen, Stahl- und Walzwerken wird sie sich auch bei hartem Wettbewerb behaupten.

In den kommenden Jahren werden wir nunmehr unseren weiterverarbeitenden Werken ganz besondere Aufmerksamkeit schenken. Den Weg, den wir mit neuen Entwicklungen gingen, werden wir beharrlich weitergehen und neue Fertigungen aufnehmen, die uns neue Märkte erschließen.

Bei den Investitionen dürfen wir zu keiner Zeit den Blick auf das Ganze und für das Ganze verlieren. Die von uns seit Jahren vertretene und immer wieder verwirklichte Zusammenarbeit mit anderen Unternehmen zur Programmbereinigung und zur Vermeidung volkswirtschaftlicher Überkapazitäten ist dringender als je. Gerade im letzten Jahr haben sich auch andere Unternehmen diese Vorstellungen zu eigen gemacht und ähnliche Vereinbarungen getroffen. Die Bundesregierung sollte diese Art der Zusammenarbeit, die volkswirtschaftlich von allergrößter Bedeutung ist, bereitwillig unterstützen, zumal sie die unternehmerische Selbständigkeit erhält und unnötige Konzentration verhütet. So müssen insbesondere vordringlich die bei einer solchen Zusammenarbeit anfallenden umsatzsteuerlichen Fragen von höchster Stelle gelöst werden; sie dürfen nicht bis zur Umsatzsteuerreform anstehen.

Bei allen Planungen – ob im Bergbau, bei der Westfalenhütte oder in der Weiterverarbeitung – geht es uns darum, alle Betriebe so rationell wie möglich zu gestalten. Diese harte Notwendigkeit kann in dem einen oder anderen Fall die Stilllegung eines Betriebes einschließen, wenn wir die Fertigung an anderer Stelle im Konzern noch wirtschaftlicher durchführen können. Nur so erhalten wir das Unternehmen als ganzes gesund und stärken die Ertragskraft. Jede Maßnahme, die zu solcher Entwicklung beiträgt, muß freudig ergriffen und im Bewußtsein der gemeinsamen Verantwortung für gesunde, lebensfähige Betriebe, die allein sichere Arbeitsplätze gewährleisten, getroffen werden. Wo 50000 Menschen zusammenstehen, lassen sich auch schwere Aufgaben meistern. So wollen wir voll Verständnis füreinander, voll Vertrauen zueinander, zuversichtlich und freudig an die Aufgaben herangehen, die uns im neuen Jahr gestellt sind. Unsere Arbeit aber wird nur dann fruchtbar und erfolgreich sein, wenn wir sie nicht als notwendiges Übel ansehen, sondern sie als Segen empfinden und mit Freude verrichten.

Dr. E. h. Willy Ochel

Inhalt

- 3 Hoesch-Kunden brauchen nicht zu warten
- 7 Hoesch fährt mit: Im „Rheingold-Expreß“ nach Basel
- 11 Passiert – notiert – fotografiert
- 12 Hellmut Hansen im Ruhestand
- Dr. Willy Ochel zum 60. Geburtstag
- Paul Schulte-Borberg im Vorstand der Hoesch AG
- Dr. Otto Jungbluth stellv. Vorstandsmitglied der Hoesch AG
- 14 Stahl im neuen Gewand
- 16 Die farbige Welt des Christian Rohlf's □
- 18 Im Bandberg auf Kaiserstuhl
- 22 Plauderei am runden Tisch über Steuern
- 25 Wie die andern leben: Familie Hashiba in Japan □
- 26 Aus der japanischen Arbeitswelt □
- 29 Dank an 100 Jubilare
- 30 Wir lasen für Sie
- 31 Stille Freude am Aquarium und Terrarium □
- 34 Jubilare
- 35 Fotowettbewerb

7 bis 72 1913–1963: 50 Jahre Fürst Leopold-Baldur



Hoesch AG Bergbau Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte Dortmund



Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke Hiltrup



Schmiedag Aktiengesellschaft Hagen i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund



**Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld**



Becke-Prinz GmbH Dortmund



Dörken Aktiengesellschaft Gevelsberg



Schwinn Aktiengesellschaft Homburg/Saar

Schwinn S.à r.l.Hénin-Liétard (Pas-de-Calais)



Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH
Oberdollendorf a.Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH Dortmund



Hoesch Hammerwerk
Ruegenberg GmbH Olpe I. W.



Dortmunder Plastik GmbH Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH Dortmund



Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH Bremen



Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH Essen



Schiffswerft Gustavsburg GmbH



Hoesch Düngerhandel GmbH Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH Oficina de Madrid

Hoesch Export GmbH Bureau Bruxelles



Hoesch Argentina S.A. Industrial y Comercial
Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana Mailand



American Hoesch Inc. New York



Hoesch France S.à r.l. Paris

Industriewerte AG Dortmund

Gesamtbelegschaft 50000

**Neue Büromaschinen
sichern schnellere Bearbeitung
von Profilstahl-Aufträgen**

Die Schreibmaschine konnte nichts dagegen tun: wie hätte sie sich wehren sollen gegen die Schläge zarter Mädchenhände, die mit diesem Brief den treuen Buchstabenautomaten zum alten Eisen warfen! Da stand es nun – wenn auch nur zwischen den Zeilen: Die Schreibmaschine bekommt durch geheimnisvolle neue Büromaschinen harte Konkurrenz!

Wörtlich las sich der Brief an unsere Kunden in den ersten Sätzen so: „Mit Beginn des Jahres 1963 werden wir das bisherige Verfahren der verwaltungsmäßigen Auftragsbearbeitung bei unseren Profilstahlerzeugnissen organisatorisch neu gestalten. Hiermit sind eine Reihe von Verbesserungen verbunden, die sich auch für unsere Kunden auswirken werden.“

Verbesserungen – das traf die Schreibmaschine. Vor mehr als einem Menschenalter hatte sie die Männer mit dem Federkiel vom Stehpult verdrängt, hatte die jungen Mädchen angespornt, das Zehn-Finger-System zu erlernen und den Ingenieuren Rätsel aufgegeben, wie ihr Lauf schneller und leiser werden könnte. Jetzt aber war ihr die stürmische Entwicklung in der Produktion wachsender und rationalisierter Betriebe davongelaufen. Die Statistiker hielten ihr die Rechnung vor: in den letzten hundert Jahren wuchs die Produktivität im technischen Bereich um 1400 v.H., die Verwaltung brachte es nur auf 40 v.H.

Die Automation aber ging auch an den Büros nicht vorbei. Von einem Beispiel dieser Entwicklung haben wir hier zu berichten.

Der Leiter der Abteilung Organisation in der Westfalenhütte, Lothar Mertens, faßte das Ziel

langer Überlegungen und Untersuchungen so zusammen: Es kam darauf an, Kundenaufträge über Profilstahl-Erzeugnisse rationeller und einfacher abzuwickeln. Reibungslos ineinandergreifen sollten die Arbeiten von Verkaufsabteilung, Statistik, Lochkartenabteilung, Walzwerksbüro, der Produktionsbetriebe und schließlich Verfrachtung und Verkaufsabrechnung. Die verschlungenen Wege eines Auftrages sollten in der Verwaltung kürzer werden, der Kunde sollte schneller und genauer Nachricht bekommen.

Der bisherige Weg

Bevor zu Beginn dieses Jahres nach dem neuen Verfahren gearbeitet wurde, nahm die Kundenbestellung folgenden Weg: Viele einzelne Angaben, Daten oder Teilinformationen genannt, durchliefen als ein einziger Beleg verschiedene Abteilungen und Betriebe, und jede Stelle suchte sich die für sie wichtigen Angaben heraus. So wurden in der Verkaufsabteilung aus dem Einheitsbestellvordruck Eintragungen in Kundenkarten vorgenommen; die Verkaufstatistik trug die Angaben in Auftrags-einganglisten ein, die in der Lochkartenabteilung abgelocht wurden; im Fabrikationsbüro übertrug man die für die Abwälzung notwendigen Angaben in eine Walzkartei, und schließlich wurden die Angaben aus der Walzkartei in das Walzprogramm übernommen.

Im Walzwerk selbst wurde die sogenannte Walzkarte ausgefüllt und nach dem Abwalzen dort um weitere Angaben ergänzt. Nach dem Verladen schrieb der Betrieb von der Walzkarte und von einem Abzug der Bestellungsannahme die Versandaufgabe. Von dieser Versandaufgabe schrieb die Verfrachtung wiederum die Lieferanzeigen und Rechnungen.

► Fritz Ruthmann bedient die zweite neue Büromaschine: eine elektrisch gesteuerte Flächen- und Zeilenumdruckmaschine, die die Positionskarten und Bestellungsannahmen für die gewünschten Gruppierungen liefert

Hoesch-Kunden brauchen nicht zu warten



Mit der Schreibmaschine ist dieses Umdruckgerät kaum noch verwandt. Wenn Gruppenleiter Hubert Veuskens hier die Umdruckmatrize auf die Lamellenwalze spannt, liefert die Maschine alle Folgeformulare, und vielfache Abschreibearbeit mit allen Fehlerquellen ist übersprungen

So stellt sich uns im Bilde eine der neuen Büromaschinen dar, die dazu dient, Kundenaufträge über Profilstahl-Erzeugnisse rationeller und einfacher abzuwickeln.

Fräulein Ellen Bürger ließ sich von unserem Fotografen nicht stören, als sie der „denkenden Umdruckmaschine“ mit wenigen Griffen nach Knöpfen und Hebeln aufgab, selbständig die Daten für Lieferanzeigen und Rechnungen zusammenzustellen



Ärgerliche Fehlerquellen

Wir sehen, daß jede Abteilung eine andere Gliederung für „ihre“ Daten benötigt. Im Verkauf ist es der Kundennamen, der schnell für Auskünfte zur Verfügung stehen muß, im Walzwerksbüro ist es das Erzeugnis nach Form und Abmessung, in der Lochkartenabteilung sind es die Schlüsselbegriffe, die täglich erfaßt werden müssen, und für das Walzprogramm gelten wieder andere Gesichtspunkte.

Um alle Informationen den Aufgaben entsprechend verarbeiten zu können, müssen sie gegliedert werden. Das geschah bisher durch wiederholtes Abschreiben und Umgruppieren. Diesen Umweg mit dem Ziel, anschließend schneller arbeiten zu können, galt es, durch moderne Büromaschinen zu verkürzen. Damit sollten nicht nur Zeit gewonnen, Kontrollarbeiten vermieden und Fehlerquellen verstopft werden, sondern auch dem Kunden jeder mögliche Ärger über lückenhafte Nachrichten erspart bleiben.

Schneller und übersichtlicher

Damit diese Aufgabe gelöst werden kann, mußten verschiedene Organisationsverfahren auf ihre Brauchbarkeit untersucht werden. Dabei handelt es sich um Lichtpausverfahren, Umdruckverfahren, Offsetverfahren, Kopierverfahren (Fotokopie, Xerographie, Thermokopie), Fernschreiber in Verbindung mit Lochstreifen und Lochkarten. Unter den gegebenen Bedingungen fiel die Wahl auf das Umdruckverfahren.

Bei dieser Art der Vervielfältigung wurde

erreicht, daß aus ein und demselben Vordruck verschiedene weitere Formulare gewonnen werden können: Bestellungenannahmen, Betriebsaufträge in Form von sogenannten Positionskarten, Ausfallmeldungen über nicht-gewalzte Positionen, Lieferanzeigen und Rechnungen.

Der neue Arbeitsablauf

Nachdem die eingehende Bestellung in der Verkaufsabteilung nach kaufmännischen Gesichtspunkten und nach der Liefermöglichkeit geprüft worden ist, wird sie hier auf einen neuen Vordrucksatz übertragen. Um den Auftrag schnell einplanen und den Kunden über die Annahme seines Auftrages und voraussichtliche Lieferung sofort benachrichtigen zu können, werden im Verkauf so schnell wie möglich die Matrizen für die Vervielfältigung geschrieben.

Im Fabrikationsbüro informiert sich der Sachbearbeiter für die Walzstraßen zunächst über den Auftrag und legt die Lieferzeit fest. Dabei bemüht er sich, die Wünsche des Kunden weitgehend zu berücksichtigen.

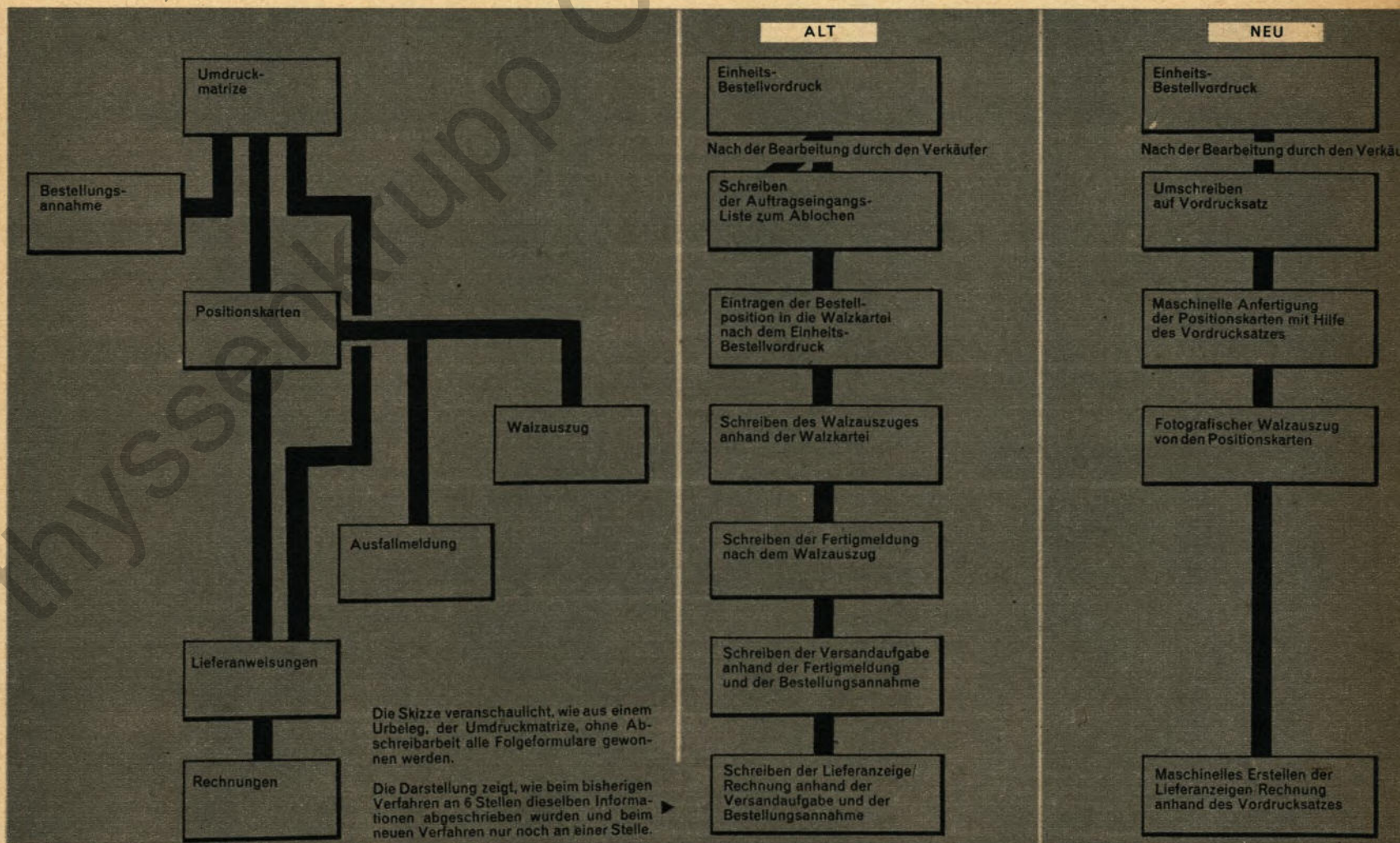
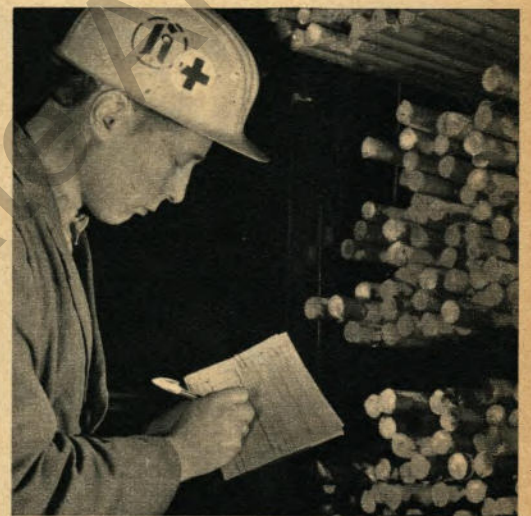
Aufgabe der neuen elektrisch gesteuerten Flächen- und Zeilenumdruckmaschine ist es nun, die Bestellungenannahmen für den Kunden und die Positionskarten für die weitere Arbeit im Walzwerk zu liefern. Diese Maschine, die wir unseren Lesern auch im Bilde vorstellen, ist ein Umdruckgerät, mit dem von einer Matrize

► Auf dem Wege zum Kunden ist das Material im Versandlager gestapelt. Erhard Eichmann ergänzt die Positionskarten um die Mengen- und Gewichtsangaben

Abzüge gemacht werden können, auf denen die Angaben in einer Reihenfolge erscheinen, die die gewünschten Gruppierungen ermöglichen; zum Beispiel das Sortieren nach Profilen und gleichen Abmessungen. Die Positionskarten dienen deshalb dem Straßensachbearbeiter im Fabrikationsbüro an Stelle der bisher handschriftlich geführten Walzkartei als Unterlage für das Walzprogramm. Auf photographischem Wege wird das Walzprogramm sodann von den Positionskarten vervielfältigt.

Im Walzprogramm

Jetzt geht das Walzprogramm mit den zugehörigen Positionskarten an das Walzwerk. Nach dem Walzen und Zurichten werden die Positionskarten um die hierbei anfallenden An-



gaben (Chargennummer, Anzahl und Gewicht der Bunde, Lagerplatz) ergänzt. Dann wird die obere, weiße Positionskarte von dem Satz abgetrennt und als Fertigmeldung an Stelle der heutigen Walzkarte an den Straßensachbearbeiter im Fabrikationsbüro gegeben. Die beiden restlichen Positionskarten verbleiben als Unterlage über versandfertigtes Material zunächst im Walzwerk.

Der Straßensachbearbeiter gibt sodann die Fertigmeldungen an den Komplettierer, der nach diesen Unterlagen seinen Verladeplan aufstellt.

Nachricht für den Kunden

Jetzt stellt sich uns wieder eine neue Büromaschine vor:

1 Das Walzprogramm mit den Positionskarten ist in der Feineisenstraße angekommen. Im Steuerstand trägt Heinz Hackenberg die hier anfallenden Daten in das Walzprogramm ein

2. Das ist die letzte Station des Winkelstahls in der Feineisenstraße: Hans Seefeld winkt den Kran ein, jetzt bringen die Waggons der Bundesbahn das Material ans Ziel



Diese Umdruckmaschine fertigt die Lieferanzeigen und Rechnungen. Der Fachmann spricht dabei von einem Selektionsverfahren. Das heißt, daß die Maschine von der Bestell-Matrize nur die Positionen herausnimmt, die geliefert werden. Die „denkende Büromaschine“ rafft also selbst die für den Druck benötigten Angaben zusammen.

In der Verfrachtung treffen sich die Positionskarten mit den vorbereiteten Lieferanzeigen und Rechnungen. Jetzt kann der Frachtbrief ausgeschrieben werden, Lieferanzeigen und Rechnungen werden nur noch ergänzt.

Vorteile für die Hütte

Für die Westfalenhütte fällt in Zukunft eine Menge Abschreibearbeit mit den damit verbundenen Fehlerquellen fort. Bisher wurde eine Bestellung mindestens fünfmal ganz oder teilweise in Folgeformulare abgeschrieben, in Zukunft werden alle Angaben der Bestellung nur einmal in den neuen Vordrucksatz übertragen, aus dem dann alle Folgeformulare mit diesen feststehenden Daten gewonnen werden.

Der Verkäufer wird schneller als bisher Unterlagen erhalten über Lagermaterial, über die Walzprogramme und über ausgeliefertes Material. Außerdem bekommen die Verkaufsführung und die Verkäufer kurzfristig Schnellinformationen über die Auftragslage.

In der Verkaufstatistik entfällt in Zukunft die Auftragseingangsliste. Im Fabrikationsbüro erübrigen sich die Eintragungen in die bisherige Walzkarte und das Ausschreiben der Walzprogramme. Der Betrieb schreibt in Zukunft keine Fertigmeldungen und keine Versandaufgaben mehr, sondern ergänzt nur noch die Eintragungen in vorbereitete Unterlagen. Die Vorteile, die das neue Verfahren für die Verfrachtung mit sich bringen wird, haben wir bereits erwähnt.

Vorteile für den Kunden

Diese Rationalisierung hatte jedoch ihren Ursprung nicht nur in den möglichen Vereinfachungen im Betrieb, sondern in vielen Wünschen, die uns aus unserer Kundschaft zugegangen wurden. Selbstverständlich haben wir dann versucht, eine allseitig wirksame Rationalisierung zu erreichen. Das Ziel war somit, unserem Kunden Vorteile zu bringen. Er soll in Zukunft wesentlich schneller, als es uns bisher möglich war, in den Besitz unserer Auftragsbestätigung kommen und hierdurch die für seine weitere Arbeit notwendige Kenntnis des Liefertermins und der sonstigen Einzelheiten erhalten. Fällt eine zu einem bestimmten Termin zugesagte Lieferung aus betriebsbedingten Gründen ganz oder teilweise aus, so erhält der Kunde hierüber eine sogenannte Ausfallmeldung, die ihm den neuen Liefertermin angibt. Bestellannahmen und Rechnungen sind, da diese von denselben Unterlagen gewonnen werden, in ihrem formalen Aufbau gleich. Das macht es dem Kunden leichter, Lieferrückstände festzustellen und Rechnungen zu prüfen.

Rationalisierung mit dem Ziel, vielfältige Arbeitsvorgänge zu vereinfachen, ist nicht Selbstzweck; das Ergebnis dient nicht nur dem Betrieb, sondern auch dem Kunden. Zu Beginn dieses Berichts zitierten wir aus unserer Nachricht an die Kunden über das neue Verfahren den ersten Satz – und so lautet der letzte: „Wir sind überzeugt, daß die neue Auftragsbearbeitung und -abwicklung dazu beitragen werden, unsere Zusammenarbeit zu erleichtern. Diese organisatorische Reform soll Ihnen, unserem Kunden, dienen.“



Hoesch fährt mit! Im internationalen Waggonbau geht es darum, durch leichte Bauarten die Wagengewichte zu senken. Stahl aus der Hoesch-Produktion, vorwiegend Fein-, Mittel- und Grobbleche, wird an vielen Stellen bei Eisenbahnwaggonen für das Tragwerk und die Außenverkleidung verwendet. Eine besondere Bedeutung hat Platal gewonnen, das im Speisewagen des neuen „Rheingold-Expreß“ eine große Rolle spielt. Im nachstehenden Bericht wird eine Fahrt Ruhrgebiet-Basel und zurück beschrieben. In diesem modernsten Expreßzug der Bundesbahn fährt auch Platal mit.

In der Weihnachtszeit konnte man es wieder einmal erleben: große und kleine Jungen und besonders deren Väter zeigten starkes Interesse für alles, was mit der Eisenbahn zusammenhängt. Spielzeugeisenbahnen waren gefragt. Wie mancher Vater mag jetzt im Januar in den Feierabendstunden daheim mit der neuen Eisenbahn seiner Sprößlinge herumexperimentieren. Und wie viele Väter schenken sich ganz insgeheim „die Eisenbahn ihres Lebens“ oder – und das ist ganz besonders schön – bastelten sie sogar selbst.

Trotz aller Fortschritte des Verkehrs zu Wasser, zu Lande und in der Luft, die Eisenbahn hat ihre Bedeutung als Massenverkehrsmittel für Touristik und Geschäftsreisende nicht verloren. Im Gegenteil. Wer weite Strecken fahren muß, bevorzugt mehr und mehr bei der Überlastung und den Gefahren der Straßen die Eisenbahn. Und die Huckepackzüge für Leute, die auch im Urlaub ihr Auto nicht entbehren wollen, erfreuen sich immer größerer Beliebtheit. Das Auto wird verladen und steht in der Urlaubsgegend, weit vom Heimatort entfernt, zur Verfügung. Der Fahrer braucht sich nicht in hundertfach gefährlichen Verkehrssituationen aufzuregen und abzustrapazieren.

Höchstgeschwindigkeit 160 km/h

So hat auch die Deutsche Bundesbahn in jüngster Zeit viel für bequemeres und schnelleres Reisen getan. Vom Städteschnellverkehr im Ruhrgebiet bis zu den großen internationalen Fernexpreßzügen (TEE) wurde viel verbessert. Vor allem die Fahrzeiten konnten verkürzt werden. Die Bundesbahndirektion Essen gab der WERK-UND-WIR-Redaktion jetzt Gelegenheit zu einer Fahrt mit dem Rheingold-Expreß nach Basel. Die Geschichte dieses Fernschnellzuges zwischen Holland, dem Ruhr-





Stewardessen versehen
sicher und liebenswürdig
den Dienst im Speisewagen.
Unsere Farbaufnahme links
zeigt die Speisenausgabe
am Büfett, zu dem
aus der Küche ein Aufzug
die Speisen anliefert.
Für die Decken- und
Wandbekleidungen
in den Wirtschaftsräumen
sowie für die Wände
im Treppenschacht und
für die Fahrstuhlüren
wurde Platal verwendet

gebiet und der Schweiz reicht bis ins Jahr 1928 zurück, wo der erste deutsche Zug dieses Namens dem Verkehr übergeben wurde mit einer Höchstgeschwindigkeit von 120 km/h und einer fast zwölfstündigen Reisezeit von Hoek van Holland nach Basel. Erreichte der Fernschnellzug gleichen Namens bereits im Jahr 1939 eine Verbesserung auf zehneinhalb Stunden für die gleiche Strecke, so betrug die Fahrzeit ab Mai 1959 nur noch neun Stunden. Seit Mai 1962 läuft der „Rheingold-Expreß“ mit einer durchgreifend neukonstruierten Waggonreihe bei einer Höchstgeschwindigkeit von 160 km/h und hat gegenüber seinem Vorgänger von 1928 seine Fahrzeit Holland-Basel um dreieinhalb Stunden und in der Gegenrichtung sogar um vier Stunden und 14 Minuten verkürzt. Der Zug, der morgens um 7.25 Uhr in Amsterdam abfährt, trifft bereits um 15.27 Uhr auf dem Badischen Bahnhof in Basel ein.

Wer aus Dortmund um 9.07 Uhr mit dem „Rheingold“-Zug nach Basel reisen will, findet bereits hier Kurswagen am Münchner Fernschnellzug „Rheinpfeil“ und erlebt in Duisburg ein Rangiermanöver. In zehn Minuten erhält der aus Holland kommende „Rheingold-Expreß“ seine Kurswagen aus dem Ruhrgebiet und der „Rheinpfeil“ seine Kurswagen aus Holland. Und da zeigen sich Väter mit Spielzeugeisenbahn-Praxis interessiert und nehmen sich, wie unser Nachbar offen bekanntgab, dieses Duisburger Rangiermanöver zum Wochenende für ein Nachexerzieren zu Hause vor.

Gediegene Raumgestaltung

Keiner der Fahrgäste unterläßt es, den modernsten und schönsten Reisezug der deutschen Bundesbahn eingehend zu besichtigen. Wer Vergleiche zieht mit dem ersten Zug gleichen Namens aus den goldenen „zwanziger Jahren“, der findet an Stelle luxuriöser Extravaganz heute einen Stil anheimelnder Behaglichkeit und gediegener Raumgestaltung. Die deutsche Waggonindustrie und die technischen Ausrüster haben hier einen Zug geschaffen, der alle Errungenschaften der Neuzeit in konstruktiver und architektonischer Hinsicht aufweist. Die Abteilwagen mit je sechs Sitzplätzen je Abteil bieten 54 Reisenden Platz. Die 19 Meter langen Großraumwagen haben an der einen Seite Doppel- und an der anderen Seite Einzelsitze für 48 Reisende. Die Polstersessel können verstellt oder ausgezogen werden und haben im Großraumwagen auch neigbare Rückenlehnen. Ausgesuchte helle Rüsterholzfurniere und dunkle Nußbaumholzverkleidung verleihen in Verbindung mit den blauen Polsterbezügen sowie den Decken aus gelochten schallschluckenden Kunststoffplatten schöne und repräsentative Raumwirkungen. Die Klimaanlage des „Rheingold“ ist Außentemperaturen zwischen minus zwanzig und plus dreißig Grad Celsius gewachsen und entspricht damit genau unseren Wetterverhältnissen im Sommer und Winter.

Neu für Europa: Aussichtswagen

Wer sich zunächst im behaglichen Sitz an der Laufruhe des Zuges, der vorüberfliegenden Landschaft zwischen Duisburg-Düsseldorf und Köln erfreut und auf den Gängen die wohldurchdachten Einrichtungen dieses Zuges besichtigt hat, der ist bestrebt, wenigstens ab Köln einen der 22 Sessel im Aussichtswagen zu ergattern. Dieser Wagentyp ist neu für Europa und überragt die Dachhöhe der anderen Waggonen um 435 Millimeter. Man kann durch die oberen Seitenfenster den Lauf der Lokomotive und des vorderen Zugteils beobachten. Von den drehbaren Sesseln aus bieten sich die Schönheiten der Rheinlandschaft mit ihren Weinbergen und Burgen und der rege Schiffsverkehr in einer ganz eigenen und eigenartigen Sicht dar, die man so bald nicht wieder vergißt. Zu einem Reiseerlebnis besonderer Art aber gestaltet sich die Fahrt, wenn wie auf unserer Reise an einem frostklaren Wintermorgen die Sonne die Schleifen des Stromes überglänzt und von der Kuppel des Aussichtswagens aus der Blick weit hinein in die alten, stadttorumsäumten Städte, die berühmten mauerumwehrten Weinorte und hinauf zu den Rebhängen schweifen kann.

Basel steckt voller Merkwürdigkeiten

Nach rascher Fahrt durch die Oberrheinische Tiefebene, an den Hängen des Schwarzwaldes vorbei und weiter durchs Badener Ländle mit seinen weiten Obstplantagen erreicht der „Rheingold-Expreß“ am frühen Nachmittag Basel. Das „goldene Tor der Schweiz“ verzaubert heute den Reisenden aus Westdeutschland besonders durch die Atmosphäre seines mittelalterlichen Stadtkerns. Einzigartig der Blick auf die ansteigende Häuserkulisse mit dem überkrönenden Münster, wenn man über die mittlere Rheinbrücke zum Stadtzentrum geht. Und bei Begegnungen mit den rotbemützten Studenten denkt man daran, daß die altberühmte Universität 1460 ihren Gründungsbrief von Papst Pius II. erhalten und seither Gelehrte und Künstler aus Europa geradezu magisch nach Basel gelockt hat.

Doch Basel, am Dreiländereck am äußersten Zipfel der Schweiz zwischen Frankreich und Deutschland gelegen, lebt nicht nur von seiner großen Vergangenheit. Die Stadt überzeugt und fesselt den Besucher mit ihrer Lebendigkeit in wirtschaftlichen, geistigen und kulturellen Bezirken. Moderne Industriequartiere mit architektonisch geradezu avantgardistischen Lösungen, die großzügig ausgebauten Hafenanlagen für die Rheinschiffahrt, Markenartikel-firmen, besonders der Textil- und Arzneimittelbranche, und endlich ein reges Theater- und Musikleben sind nur einige Beispiele des regamen, weltstädtischen Pulsschlages. Ein Juwel im Zentrum: der Marktplatz mit dem 1504-1514 erbauten Rathaus in rotem Sandstein, das innen und außen Kostbarkeiten an Malereien, Schnitzereien und Kunstschmiedearbeiten aufweist.

Beim Trommlerkönig

Wenige Schritte von hier besuchen wir ein Baseler Original. Gegenüber einem alten Buchhandelshaus, an dem eine Tafel an den hier verstorbenen humanistischen Gelehrten des Mittelalters, Erasmus von Rotterdam, erinnert, ist der Sitz des Präsidenten der Baseler Fastnachtsgesellschaft Alti Richtig. Rechtsanwalt Dr. Fritz Berger, der bedeutenden Industrie-firmen der Schweiz juristischer Berater ist, wird gegenwärtig von Volkskundlern, Reportern und Musikern aus aller Welt besucht. Das hat seine guten und mehrfachen Gründe. Das Trommeln und Pfeifen spielt seit alters her in der Baseler Fastnacht eine große Rolle, ist ein wichtiger Bestandteil geselligen Brauchtums. Die Trommel aber hat hier nicht allein die Bedeutung eines Instruments für den Rhythmus, den Takt, sie wird auch für die Melodie genutzt. Das raffinierte System der Baseler Trommeltechnik hat Dr. Berger mit seiner eigenen Aufzeichnungsmethode festgehalten. Viele Schlagzeuger aus aller Welt lassen sich von ihm unterweisen. Aber darüber hinaus wird der Baseler Rechtsanwalt auch als Trommelvirtuose in die Konzertsäle geholt, seitdem der Züricher Komponist und jetzige Hamburger Opernchef Rolf Liebermann seine Komposition für Baseler Trommel und großes Orchester schuf. Und soeben erreichte den Trommlerkönig ein Angebot des Darmstädter Theaters zur Untermalung einer Schauspielaufführung. Ein wenig geheimnisvoll führt uns schließlich Dr. Berger in sein Allerheiligstes. Sein Museum enthält lustige Dokumente der Baseler Fastnacht in farbigen Prospekten, Masken und natürlich auch eine Sammlung alter und neuer Trommeln. Auch ein Trommelböckli, ein klangloses Übungsinstrument, zeigte uns der Trommlerkönig mit dem Hinweis, daß nach einer Polizeiverordnung nur vier Wochen vor Fastnacht die Trommel gerührt werden darf, weil man es sonst in den Wohnungen vor Lärm nicht aushalten könne und ganz Basel vor Trommelwirbeln erzittern würde.

Wintersportmodelle von 1880 bis 1930

Viel zu schnell rannen die Stunden im gastlichen Basel dahin. Es war gerade noch Zeit, um hier in der Ausgangsstation zu den Schweizer Wintersportparadiesen eine reizvolle Ausstellung des Turn- und Sportmuseums anzusehen. Hier wurde an die ersten Zeiten des Skilaufs, des Schlittenfahrens und des Schlittschuhsports um 1880 erinnert. Originell war der Einfall, den Wandel der Wintersportmoden von 1880 bis 1930 zu zeigen.

Dann war die Abfahrtsstunde des „Rheingold“ gekommen. Ein Nachmittag und ein Vormittag in Basel waren zu Ende. Wieder begrüßte die

Zugansagerin in drei Sprachen ihre Gäste, machte aufmerksam auf die Zugsekretärin, das Zugtelefon und das rollende Restaurant. Da es langsam zu dunkeln begann, fand sich Zeit, den Blick weniger nach draußen und mehr nach drinnen zu richten.

▼ Blick in die Anrichte im Küchenwagen, dessen Wände und Decken mit Platal ausgestattet sind



Platal im Speisewagen

Es versteht sich, daß die Deutsche Schlafwagen- und Speisewagen-Gesellschaft (DSG) alles darangesetzt hat, um das rollende Restaurant im „Rheingold-Expreß“ auf verwöhnte internationale Ansprüche abzustellen. Die Waggonbauabteilung der Orenstein & Koppel und Lübecker Maschinenbau AG, an der Hoesch mit knapp 58 v. H. beteiligt ist, schuf den Speisewagen. Mit vielen technischen Neuerungen bietet er ein bisher ungekanntes Höchstmaß an Komfort in der Ausstattung und vor allem an Hygiene und küchentechnischen Möglichkeiten. Die Einrichtung der beiden Speiseräume mit 48 Sitzplätzen weist die Note behaglicher, unaufdringlicher Eleganz auf, wobei besonders die gedämpfte Beleuchtung zu erwähnen ist. Die Teakholzverkleidung der Seiten- und Endwände ergeben in Verbindung mit den schallschluckdämpfenden Decken aus abwaschbaren Kunststoffplatten eine gediegene Raumwirkung, wobei die in gelblichem Ton gehaltenen Sitzstoffbezüge aus Nylongewebe noch das ihre tun. Die freundlichen und sehr umsichtig arbeitenden Stewardessen, die mit großen Platten virtuos hantieren und selbst bei Kurvenfahrten oder starkem Bremsen dem Gast die Speisen mit erstaunlicher Sicherheit auf den Teller balancieren, verdienen ein Sonderlob. An Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit können diese DSG-Stewardessen manchen Kolleginnen und Kollegen, die nicht auf schwankendem

Untergrund zu servieren brauchen, ein leuchtendes Beispiel sein.

Aufschlußreich ist ein Blick hinter die Kulissen dieser tadellos funktionierenden Bedienung und der reichen Speisekarten und Getränkeauswahl. Ein besonderes Merkmal des Speisewagens im Rheingold-Zug ist die zweistöckige Anordnung der Wirtschaftsräume, wodurch die Flächen für Küche, Spülraum und Büfett vergrößert werden konnten. Für die Innendecken, Türen und Wandverkleidungen verwendete die Berliner Waggonfabrik Platal von der zum Hoesch-Kreis gehörenden Trierer Walzwerk AG in Wuppertal.

Die Deutsche Schlafwagen-Gesellschaft (DSG) hat sich für Platal entschlossen, weil dieses kunststoffbeschichtete und nichtrostende Material aus Stahlblechen vorteilhafte hygienische und wärmehaltende Eigenschaften besitzt. Und damit besteht Platal im Waggonbau gerade bei diesem internationalen Zug täglich seine neue Bewährungsprobe. Mit Platal weiß und elfenbein ist das Reich des Küchenchefs ausgestattet. Decken, Wände, Treppenschacht und Fahrstuhlüren sehen blitzsauber und spiegelblank aus, auch während der Arbeit im Küchendunst. Hier im „rauen Betrieb“ der fahrbaren Küche und beim ständigen Wechsel von Wärme und Dampfschwaden hat Platal gut bestanden und gefällt auch dem Personal, weil sich alles gut säubern läßt, strapazierfähig ist und sein gutes Aussehen bewahrt.

Auch in Portugal Platal

Auch bei der portugiesischen Eisenbahn wurden für Deckenverkleidungen zweier, von Sociedades Reunidas de Fabricações Metalica S.A.R.L. in Amadore/Portugal erbauter elek-

trischer Züge kürzlich Platal für Dachinnenverkleidungen mit Erfolg und zur Zufriedenheit der Eisenbahngesellschaft verwandt. Bei der Deutschen Bundesbahn sind auch die Nahverkehrswagen unter Verwendung von kaltgewalzten Hoesch-Stahlprofilen hergestellt, während für die Außenverkleidungen der Wände nichtrostender Stahl verwandt wurde. Auch bei den Akkumulatoren-Triebwagen wurden für die Unterrahmen und Wagenkasten Bleche und gewalzte beziehungsweise gekantete Profile von Hoesch verwandt.

Ein Zug „mit Pfiff“

Als der „Rheingold-Expreß“ sich dem Rhein-Ruhr-Gebiet in später Abendstunde wieder näherte, da fand man Geschäftsreisende und Touristen in gemütlichen Runden an der Bar und im Speisewagen. Ganz Unentwegte traf man noch im Aussichtswagen. Sie wollten den Zauber der lichterflutenden Städte und des rotflamenden Industriereviere erleben.

Keine Frage, als wir den „Rheingold-Expreß“ nach erlebnisreicher Fahrt verließen, da wußten wir nach den Erfahrungen dieser Reise: Die Bundesbahn und die DSG haben hier im Zusammenwirken mit Konstrukteuren und Architekten durch die ausführenden Waggonbauunternehmen und deren zuliefernde Industrierwerke – unter ihnen auch Hoesch – einen Zug geschaffen, der sich sehen lassen kann. Der „Rheingold-Expreß“ ist ein „schneller Zug mit Pfiff“, ein komfortabler Fernexpreß, der den Herzländern Europas eine rasche Verbindung untereinander ermöglicht.

▼ Basel: Rathaus mit Marktplatz



Am 27. Januar 1963 werden mit uns von Hoesch viele Freunde in Stadt und Land eines Mannes gedenken, der – sagen wir es voller Freude und Stolz – der unsere ist:

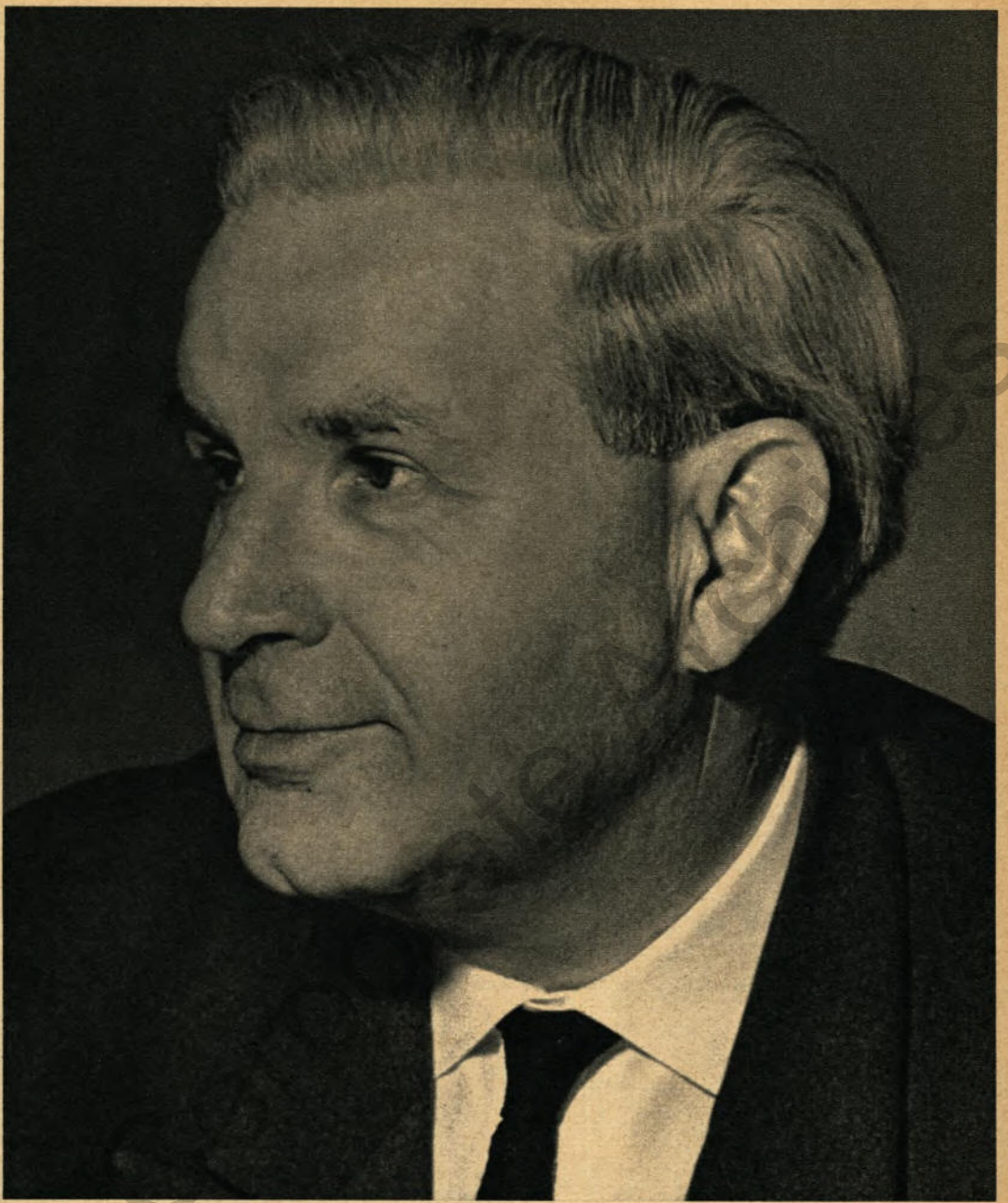
Willy Ochel, der Vorsitzende unseres Vorstandes, wird 60 Jahre alt; und wenn wir mit ihm diesen 60. Geburtstag feiern und dieses Tages gedenken, so tun wir es, obwohl er's, wenn es nach ihm ginge, nicht täte.

Aber nicht nur Hoesch und alle seine Betriebe und Gesellschaften, nicht nur die Vorstände und Aufsichtsräte der befreundeten Firmen, viele Geschäftsfreunde und persönliche Freunde, sondern auch die Industrie- und Handelskammer zu Dortmund, deren Präsident er ist, der Arbeitgeberverband Eisen- und Stahlindustrie, der Verein Deutscher Eisenhüttenleute und der Deutsche Industrie- und Handelstag, deren Vorständen er angehört, das Kuratorium der Volkswagenstiftung und viele Aufsichtsräte und Beiräte, in denen er gern gesehenes und geachtetes Mitglied ist – sie alle werden ihm Glück wünschen, sie alle werden seinen Geburtstag in seiner Gesellschaft feiern wollen.

In Wiedenest im Bergischen Land wurde Willy Ochel am 27. Januar 1903 geboren. Niemals verleugnet er seine bäuerlichen Vorfahren; stolz erzählt er von seiner Heimat und von seinen Eltern: von seinem Vater, der über 50 Jahre als Werkmeister seiner Firma die Treue hielt, von seiner Mutter, der er – wie könnte es anders sein – „die Frohnatur“ verdankt und die „Kunst zu fabulieren“, die Freude am Gedicht, am Kirchenlied und vor allem wohl die Phantasie als die größere Schau, als die Zusammenschau, ohne die auch der gute Techniker und der gute Wirtschaftler eben nicht mehr wären als gutes Mittelmaß.

Hier im Bergischen Land, bei der Arbeit auf dem Felde und im Walde, auf stundenlangen Fußmärschen zur Oberrealschule nach Gummersbach – bei jedem Wind und Wetter, im Sommer und im Winter –, hier wuchs in ihm die Verbundenheit mit der Natur, die ihm noch heute Quell immer neuer Kraft ist: wenn er in seiner freien Zeit mit fünfzigpfündigem Fotoapparat Jagd auf Blumen, auf Alpenblumen, auf Orchideen macht, und wenn ihm dann zur reinsten Freude ein Schnapsschuß gelingt: eine Hummel auf einer Krokusblüte, der Kleine Fuchs auf der Dahlie, ein Alpenglöckchen, das sich siegreich durch die Schneedecke quält, ein Tautropfen auf einer verglühenden Rose.

Hier im Bergischen Land, in der einklassigen Volksschule des Dorfes, in der nebeneinander acht Klassen in einem Raum den Unterricht genossen, hier lernte er gleichzeitig mehrere Lektionen, wenn er mit der seinen fertig war, und damit wohl auch die Fähigkeit, Fragen des Ta-



ges zu besprechen und zu lösen und gleichzeitig über die von morgen nachzudenken.

An der Technischen Hochschule in Hannover, die ihm 30 Jahre später den Ehrendoktor verlieh, legte er 1927 sein Examen als Diplom-Ingenieur des Maschinenbaufaches ab. Seine ersten Berufserfahrungen erwarb er sich als Konstrukteur und als Versuchsingenieur bei den Flottmannwerken in Herne und schon bald als Oberingenieur im Maschinenbau und da vornehmlich im Kompressorenbau bei der Borsig AG in Berlin. Dort auch erlebte er jene schweren Jahre unseres Vaterlandes, in denen Arbeitslosigkeit und immer wieder neue Massenentlassungen, Not und Hunger umgingen, in denen auch eine so weltbekannte Firma wie Borsig in bittere Schwierigkeit geriet, in denen ein verwirrtes Volk – genau dreißig Jahre sind es her – die Wegbereiter seines tiefsten Unglücks selbst wählte. Als dann 1939 der Krieg begann, der sich für jeden Einsichtigen 1933 bereits abzeichnete, war Ochel schon drei Jahre als Vorstandsmitglied bei Ehrhardt und Sehmer, der bekannten Maschinenfabrik in Saarbrücken, tätig – mit 33 Jahren schon war er zum Vorstandsmitglied bestellt worden – und blieb dort bis 1941. In diesem Jahr kam dann, als er in den Vorstand von Orenstein und Koppel nach Berlin berufen wurde, seine erste nähere Beziehung zu Hoesch; denn damals schon war Hoesch maßgeblich an dieser weltweiten Firma beteiligt. Nun war der Lokomotivbau, der Motorenbau, der Waggonbau sein täglich Brot, und wenn wir nicht ohnehin wüßten, mit welchem Elan er diese Aufgabe betrieben hat, so diene als Beweis die Tatsache, daß er auf der Höhe des Krieges, obwohl er nicht der Partei angehört hatte, zum Beauftragten für den Motorenbau bestellt wurde.

Als dann nach dem Zusammenbruch – gerade auch in Berlin – alles in Schutt und Trümmern lag, hat Ochel mit seinen Leuten zunächst die Ostberliner Betriebe der Orenstein und Koppel AG wiederaufgebaut und in Betrieb genommen, um dann ab 1949 seine ganze Kraft dem Aufbau der Westberliner und Dortmunder Werke von Orenstein und Koppel zu widmen.

Als nach den schweren Jahren der Zerstörungen, der Demontagen und der Entflechtung Hoesch in der Neuordnung wieder zusammengeführt und am 25. Juli 1952 als Hoesch Werke AG neugegründet wurde, berief der neugebildete Aufsichtsrat unter dem Vorsitz von Willy Hopp Ochel neben Friedrich Wilhelm Engel, der diese Berufung sicherlich angeregt hatte, neben Hellmut Hansen und Harald Koch in den Vorstand der neugegründeten Gesellschaft, dessen Vorsitz ihm im April 1960 der Aufsichtsrat in Anerkennung der besonderen Leistung für den Wiederaufbau übertrug.

Große Aufgaben waren zu lösen. Die Westfalenhütte als das Kernwerk des Konzerns war das zerstörteste Eisen- und Stahlwerk an Rhein und Ruhr gewesen. Die Grundlagen für den Wiederaufbau waren zwar gelegt – hier wie in den Betrieben der Weiterverarbeitung und des Bergbaus. Doch nun galt es, für den Konzern umfassend und auf Jahrzehnte gültig zu planen; denn die riesenhaften Investitionen eines Kohle- und Stahlkonzerns verlangen diese vorausschauende Planung, die eines Tages – gerade jetzt wird darum gerungen – auch für ganze Wirtschaftszweige, zum Beispiel den Kohlenbergbau und die Energiewirtschaft, wenn nicht sogar für ganze Volkswirtschaften und übernationale Zusammenschlüsse notwendig sein mag. Im Sinne dieser weitvorausschauenden Planung wurden im Hoesch-Konzern in diesen zehn Jahren seit der Neuordnung etwa zwei Milliarden DM investiert; nur die wichtigsten Großanlagen seien genannt: 1954 lief das Kraftwerk auf Fürst Leopold an, 1955 die Mittelbandstraße der Hohenlimburger Walzwerke und die Halbzeugstraße der Westfalenhütte, 1956 die ersten beiden Öfen des Siemens-Martin-Werkes III der Westfalenhütte und das Hagener Rohrwerk, 1957 die Feineisenstraße der Westfalenhütte, das Kraftwerk Emscher und das Spiralrohrwerk Barop, 1958 die Breitbandstraße der Westfalenhütte, 1961 die Sinteranlage und das Kaltwalzwerk der Westfalenhütte und das Platalwerk des Trierer Walzwerkes. Doch hat bei allen seinen Planungen und Maßnahmen der Vorstand einer Aktiengesellschaft

nach § 70 des Aktiengesetzes neben dem Wohl des Unternehmens und dem der Belegschaft auch das Gemeinwohl, also auch die Gesamtwirtschaft im Auge zu haben und zu beachten. Sicherlich auch im Sinne dieser gesamtwirtschaftlichen Verpflichtung war Willy Ochel der Vorkämpfer und Wegbereiter unternehmerischer Zusammenarbeit an Rhein und Ruhr. Weil Kohlenbergbau und Stahlwirtschaft in einem Umbruch größten Ausmaßes stehen – im Zeichen der Mechanisierung und Automatisierung, im Zeichen auch struktureller Veränderungen durch weltwirtschaftliche Verflechtungen, im Zeichen der Montanunion und der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft – verfocht Willy Ochel diese Zusammenarbeit zur Erhaltung unternehmerischer Selbständigkeit der Gesellschaften und der Konzerne, weil nur so auf lange Sicht die Werke Überkapazitäten und Fehlinvestitionen vermeiden und ihre Wettbewerbsfähigkeit gegenüber den Mammutunternehmen und den gemeinwirtschaftlichen Zusammenschlüssen in anderen Ländern auf dem Weltmarkt und auch auf dem eigenen deutschen Markt behaupten können. Daß diese Überlegungen zweckmäßig und richtig waren, beweist die Tatsache, daß sie Vorbild geworden sind für ähnliche Zusammenarbeit allerorten an Rhein und Ruhr.

Die Verantwortung für die Gesamtheit fand aber auch ihren Niederschlag in der Bereitschaft unseres Geburtstagskindes, als Nachfolger Friedrich Wilhelm Engels das Präsidium der Dortmunder Industrie- und Handelskam-

mer zu übernehmen. Was Ochel dort geleistet hat, wird an anderer Stelle gewürdigt werden: wir werden dort hören von seinem Kampf um den Ausbau des Dortmund-Ems-Kanals, von seinem Kampf um Siegerland- und Hansalinie der Bundesautobahnen, von seinem Kampf um die Dortmunder Technische Hochschule, von seinem Kampf um eine Konzeption in der Energiewirtschaft. Und ob es ihm bei alledem schwerer war, sich mit seinen Gegnern auseinanderzusetzen oder seine Freunde für seine Pläne zu gewinnen und bei der Stange zu halten – die Frage mag er allein beantworten, doch teilt er damit nur das Schicksal aller führenden Persönlichkeiten.

Das Wohl des Unternehmens – das Allgemeinwohl – das Wohl der Belegschaft: diese Dreieckigkeit des Aktiengesetzes ist Willy Ochel Herzenssache. Kein Weg zwischen Sitzungen und Reisen, zwischen Besuchen und Beratungen macht ihm mehr Freude als der Weg in den Betrieb, als das Gespräch mit den Männern im Betriebe, mit dem Ingenieur, mit den Arbeitern an der Maschine, am Leitstand, am Neubau. Er weiß seit eh und je: ohne vertrauensvolle Zusammenarbeit, ohne Verständnis aller Mitarbeiter auch für die größten Planungen ist alles Planen und Wirken umsonst; er weiß, daß in dieser immer unübersichtlicher werdenden Welt der Technik und der Wirtschaft, der Automation und der Mechanisierung nichts mehr ohne Gruppenarbeit gelöst werden kann; darum versucht er zu überzeugen, wo andere anordnen. Darum auch begrüßt er ehrlich, was so viele von uns in Harzburg lernten: das Gespräch mit den Mitarbeitern, die Übertragung der Verantwortung. Und die Technische Hochschule Hannover hat schon gewußt, warum sie in der Urkunde zum Doktor der Ingenieurwissenschaften ehrenhalber neben der unternehmerischen Leistung und den Verdiensten auf dem Gebiet des Maschinenbaus seine „Innere Verpflichtung gegenüber dem sozialen Fortschritt“ betonte.

Wir haben dies alles gesagt, weil Willy Ochel selbst an seinem Geburtstage und danach kaum Zeit und Muße haben wird, zurückzuschauen; auch entspräche das nicht einem seiner Lieblingsworte aus der Schrift, daß derjenige, der Hand anlegt und trotzdem zurückschaut, zur größeren Aufgabe nicht geeignet sei. Und die großen Aufgaben warten: die Dortmunder Handelskammer feiert unter seiner Präsidentschaft im April ihr hundertjähriges Jubiläum; der Deutsche Evangelische Kirchentag, für den Ochel als Vorsitzender des vorbereitenden Ausschusses eine große Verantwortung trägt, führt im Juli Hunderttausende evangelischer Christen nach Dortmund.

Und wieder einmal ist das Persönliche zu kurz gekommen: die wöchentlichen Skatabende mit den besten Freunden, die selteneren, aber nicht weniger begrüßten und genossenen Abende am Schachbrett, die Stunden in der Familie, in der – bei fünf heranwachsenden und erwachsenen Kindern kein Wunder – seit Jahr und Tag die Sorgen irgendeiner gerade anstehenden Prüfung mit den Eltern geteilt werden, die von Jahr zu Jahr seltener werdenden Stunden und Tage der Muße, die es erlauben, draußen in der vertrauten Natur den suchenden Gedanken freien Lauf zu lassen und sich der lieb gewordenen Gedichte der Jugendzeit zu erinnern, wie etwa dieses Lieblingsverses von Eichendorff, mit dem wir das Geburtstagskind – in seinem Sinn – beglückwünschen und grüßen:

Der Morgen, das ist meine Freude,
da steig ich in stiller Stund'
auf den höchsten Berg in der Weite,
grüß dich Deutschland aus Herzensgrund!

Hellmut Hansen im Ruhestand

Am 31. Dezember 1962 ist Bergassessor a. D. Hellmut Hansen, nachdem er 16 Jahre Hoesch und davon seit der Neugründung 1952 zehn Jahre dem Vorstand angehört hat, in den Ruhestand getreten. Dies geschieht zu einer Zeit, in der der gesamte deutsche Steinkohlenbergbau und damit auch unsere Schachtanlagen vor einschneidenden strukturellen Veränderungen stehen. So wird jeder, der Hellmut Hansen kennt, verstehen, daß er die Verantwortung gerade jetzt besonders schweren Herzens aus der Hand gibt.

Hellmut Hansen wurde am 23. Februar 1896 in Eisenach als Sohn eines Richters geboren. Als er seine Reifeprüfung bestanden hatte, rückte er ein und nahm von Anfang bis zum Ende am ersten Weltkriege teil. Nach Ende des Krieges studierte er an der Universität Göttingen und an der Bergakademie Clausthal. Mit dem Examen des Bergassessors schloß er seine Ausbildung ab und begann 1925 – nach kurzer Tätigkeit in Braunkohlen-Gruben und Glashütten – seine bergmännische Laufbahn auf der Zeche Friedrich-Heinrich AG in Lintfort. Als Bergwerksdirektor übernahm er 1935 die Leitung des Steinkohlenbergwerks Heinitz im Saargebiet und damit eine Aufgabe, die ihm Gelegenheit gab, seine praktischen Erfahrungen als Bergmann zu vertiefen. Gern erinnert er sich der Jahre im Saarland als einer Zeit

fruchtbaren Schaffens und guter menschlicher Kontakte; doch wurden diese Jahre durch den zweiten Weltkrieg überschattet.

Nach dem Ende des Krieges vertraute Hoesch 1946 Hellmut Hansen die technische Leitung des nach den Entflechtungsmaßnahmen verbliebenen Teiles des Bergbaus an. Am 25. Juli 1952 berief ihn dann der Aufsichtsrat in den Vorstand der an diesem Tage neugegründeten Hoesch Werke AG. Gerade in diesen Jahren seit 1952, in denen auch der Bergbau unter dem Druck des Wettbewerbs um der Wirtschaftlichkeit der Zechen willen zu einschneidenden Maßnahmen gezwungen war, war es Hellmut Hansen stets ein besonderes Anliegen, daß soziale Härten, die derartige Maßnahmen notwendigerweise mit sich bringen, vermieden oder doch zumindest möglichst ausgeglichen wurden. In dieser ganzen Zeit, die vor allem auch menschliche Probleme aufwarf, legte er besonderen Wert auf das vertrauensvolle Zusammenwirken aller Beteiligten: des Bergbaubeirates, dessen Vorsitz er war, des Direktoriums und der Betriebsräte als der Vertretungen der Belegschaften, und es war ihm eine besondere Freude, daß er bei allen schweren wirtschaftlichen Entscheidungen und schwerwiegenden technischen Maßnahmen gerade auch das Verständnis der Betriebsräte und der Belegschaften fand.



Paul Schulte-Borberg Nachfolger Hellmut Hansens



Bergassessor a. D. Paul Schulte-Borberg, der dem Vorstand unserer Gesellschaft seit dem 1. Oktober 1961 als stellvertretendes Mitglied angehört, berief der Aufsichtsrat der Hoesch AG mit Wirkung vom 1. Januar 1963 zum ordentlichen Vorstandsmitglied. Wir wünschen Paul Schulte-Borberg, der nach dem Ausscheiden Hellmut Hansens die Leitung des Hoesch-Bergbaus in einer für die Kohle so schweren Zeit übernommen hat, für seine verantwortungsvolle Aufgabe Gesundheit, Spannkraft und weitere Erfolge.

In seinen 16 Hoesch-Jahren hat Hellmut Hansen Aufgaben bewältigt, wie sie einem Bergmann nur selten und oft gar nicht gestellt werden. Zunächst waren die stark kriegsbeschädigten Schachtanlagen wieder herzurichten und gleichzeitig auf den neuesten Stand der Technik zu bringen. Zugleich mit dem Wiederaufbau konnte die bei Hoesch besonders ausgeprägte und seit Jahrzehnten bestehende Energie-Verbundwirtschaft zwischen Kohle und Stahl durch den Neubau von drei Kraftwerken auf Leopold, auf Radbod, auf Emil-Emscher erheblich erweitert werden. Das war gleichzeitig ein Schritt in die Veredlung der Kohle, durch den für den schlecht verkäuflichen und ballasthaltigen Teil unserer Kohle sicherer Absatz geschaffen wurde. Moderne und größere Aufbereitungsanlagen verbesserten die Qualität unserer Produkte.

Hellmut Hansen widmete sich besonders auch der Mechanisierung und Rationalisierung der Untertagebetriebe. Die Wirtschaftlichkeit der Betriebe konnte durch planmäßig gedrosselte Förderzahlen erreicht werden. Ein Musterbeispiel für eine investitions- und kostensparende Flurbereinigung im Ruhrgebiet gelang durch den auf seine Initiative zurückzuführenden Feldertausch zwischen der Bergwerksgesellschaft Hibernia und Hoesch in Altenessen, wodurch unsere Zechen Fritz-Heinrich und Wilhelmine-Victoria – genannt auch scherzhaft Wilhelmine Hoesch – vergrößert wurden.

Auf einstimmigen Beschluß des unter Mitbestimmungsrecht stehenden Beirates trägt seit dem Frühjahr 1961 unser modernster Schacht auf der Zeche Fritz-Heinrich in Altenessen den Namen „Hellmut-Hansen-Schacht“. Diese Ehrung darf als Krönung seines bergmännischen Lebens gelten und als aufrichtiges Zeichen des Dankes für seine Arbeit. Der hochragende Förderturm dieser Schachtanlage ist inzwischen ein Wahrzeichen des Essener Nordens geworden.

In seiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied der Hoesch AG widmete Hansen den übergeordneten Fragen des Steinkohlenbergbaus sein besonderes Augenmerk. Das kam auch zum Ausdruck in seiner verantwortungsvollen Tätigkeit für so maßgebende Gremien wie für den Unternehmensverband Ruhrbergbau, für dessen Tarifausschuß, für den Steinkohlenbergbauverein, für die Wirtschaftsvereinigung Bergbau und für die Ruhrkohle-Verkaufsgesellschaften. Von seinen vielen sonstigen Aufgaben und Ehrenämtern sollen nur die wichtigsten genannt werden: er ist Mitglied des Präsidiums der Bundesvereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände, Vorsitzender des Vorstandes der Landesvereinigung der industriellen Arbeitgeberverbände Nordrhein-Westfalens, Mitglied des Sozialbeirats beim Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, das sich alljährlich der wichtigen gesetzlichen Aufgabe der Rentenanpassung durch Gutachten für den Bundestag unterzieht, und Bundesarbeitsrichter beim Bundesarbeitsgericht in Kassel.

Hellmut Hansen wird auch in Zukunft mit wachem Interesse die Entwicklung unserer Schachtanlagen, denen er als Mitglied des Bergbaubeirates verbunden bleiben wird, wie die des gesamten Steinkohlenbergbaus verfolgen. Jeder Bergmann wird jederzeit gern auf Hansens Rat hören. Doch auch die Müße, die er sich bislang immer wieder versagen mußte, wird nun zu ihrem Recht kommen. Aufrichtig wünschen wir, daß ihm noch viele Jahre im Kreise seiner Familie in seinem Heim über dem Wannebach- und Ruhrtal vergönnt sein mögen. Dazu ein herzliches Glückauf!

Dr. Otto Jungbluth im Vorstände der Hoesch AG

Der Aufsichtsrat berief in seiner letzten Sitzung am 30. Oktober 1962 einstimmig Dr.-Ing. Otto Jungbluth aus Darmstadt mit Wirkung vom 1. Januar 1963 als stellvertretendes Vorstandsmitglied in den Vorstand der Hoesch AG. Dr. Jungbluth ist im Hoesch-Kreis nicht unbekannt. Er war bis zum 31. Dezember 1962 Geschäftsführer der Donges Stahlbau GmbH in Darmstadt, die seit mehr als einem Jahrzehnt mit verschiedenen Hoesch-Gesellschaften, insbesondere aber mit unseren Hohenlimburger Walzwerken, eng zusammenarbeitet. In dieser Zusammenarbeit wurde Tektal bis zur Verkaufsfähigkeit entwickelt, auch für Platal wurden neue Verwendungsbereiche gefunden, und schließlich hat Dr. Jungbluth entscheidenden Anteil an der Gestaltung des Stahlbungalows, mit dem Hoesch auf der letzten Hannoverischen Messe so große Beachtung fand.

Dr. Jungbluth, am 23. Februar 1918 in Mannheim geboren, war nach der 1937 abgelegten Reifeprüfung zunächst als Praktikant bei verschiedenen Baufirmen tätig; nachdem er dann während des ganzen Krieges als Soldat gedient hatte, konnte er erst nach Kriegsende im Frühjahr 1946 an der Technischen Hochschule in Darmstadt das Fach Stahlbau studieren. Dieses Studium schloß er 1949 mit dem Diplomexamen ab. Bei Professor Dr. Klöppel, einem der bedeutendsten Fachleute auf dem Gebiete der Statik und des Stahlbaus, blieb Otto Jungbluth dann für drei Jahre als wissenschaftlicher Assistent, als welcher er insbesondere Aufgaben der Forschung löste, deren Erkenntnisse später in der Praxis Grundlagen seiner Tätigkeit waren. Denn schon nach dem Doktorexamen im Jahre 1953 ging Dr. Jungbluth in diese industrielle Praxis. Er trat bei der Darmstädter Firma Donges Stahlbau GmbH ein, in der ihn bereits nach vier Jahren die Gesellschafter zum Geschäftsführer beriefen. Trotz dieser Tätigkeit ließ Dr. Jungbluth die Verbindung zur Wissenschaft nicht abreißen: in wissenschaftlichen Arbeiten und in Gastvor-

trägen an verschiedenen technischen Hochschulen übertrug er die Erfahrungen der Praxis in wissenschaftliche Form. 1962 trug der hessische Kultusminister ihm auf Antrag der Technischen Hochschule Darmstadt eine ordentliche Professur für das Fach Statik und Hochbaukonstruktionen an. Doch trotz aller wissenschaftlichen Neigungen blieb Dr. Jungbluth der Praxis treu.

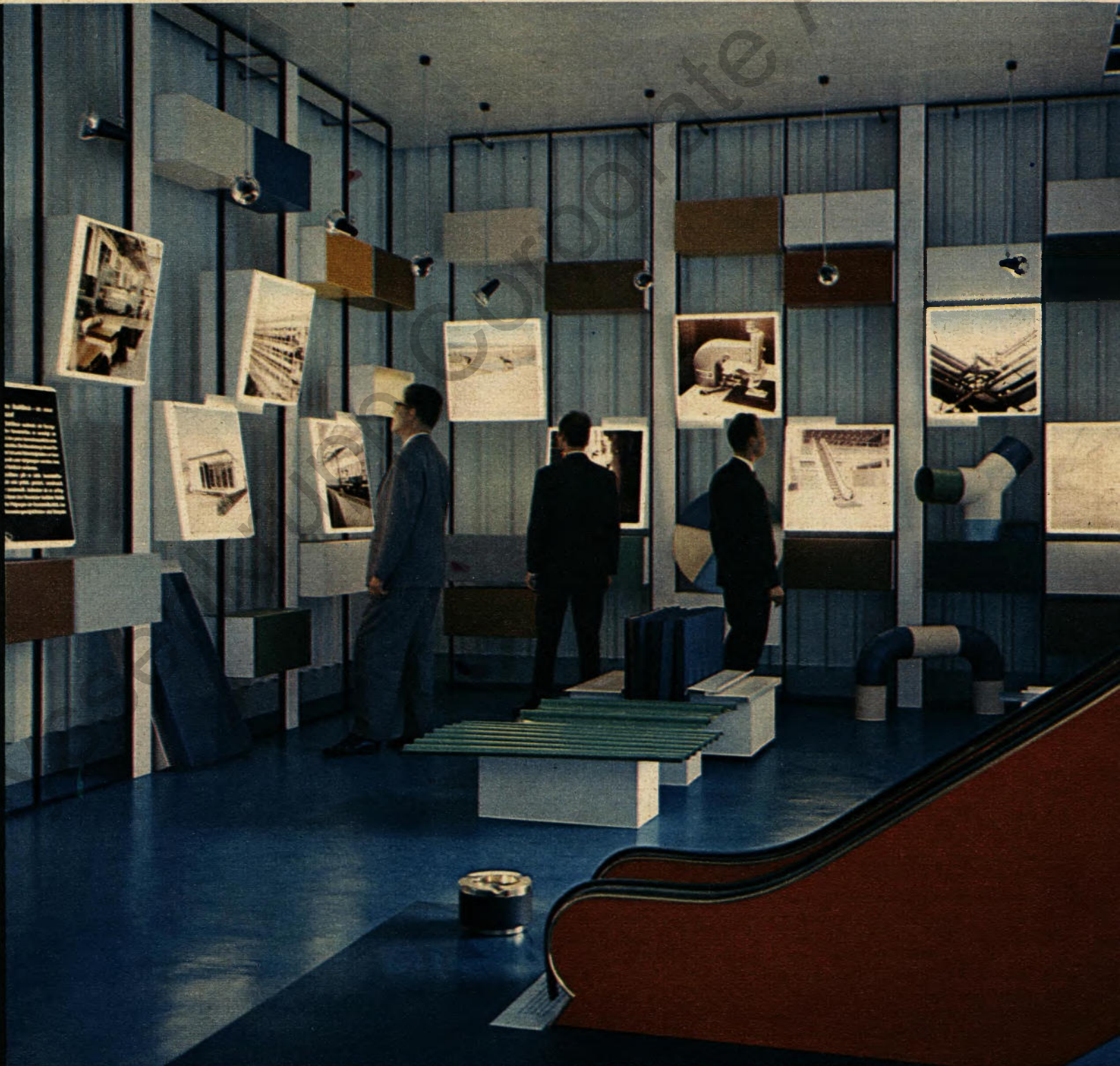
Er wird im Vorstand der Hoesch AG vor allem für die Fragen der Weiterverarbeitung, insbesondere für deren technische Entwicklung, zuständig sein. Seine Erfahrungen in Wissenschaft und Praxis vermittelten ihm alle Voraussetzungen für diesen Aufgabenkreis. Wir von Hoesch wünschen ihm – und uns! – Glück und Erfolg für seine neue große Aufgabe!



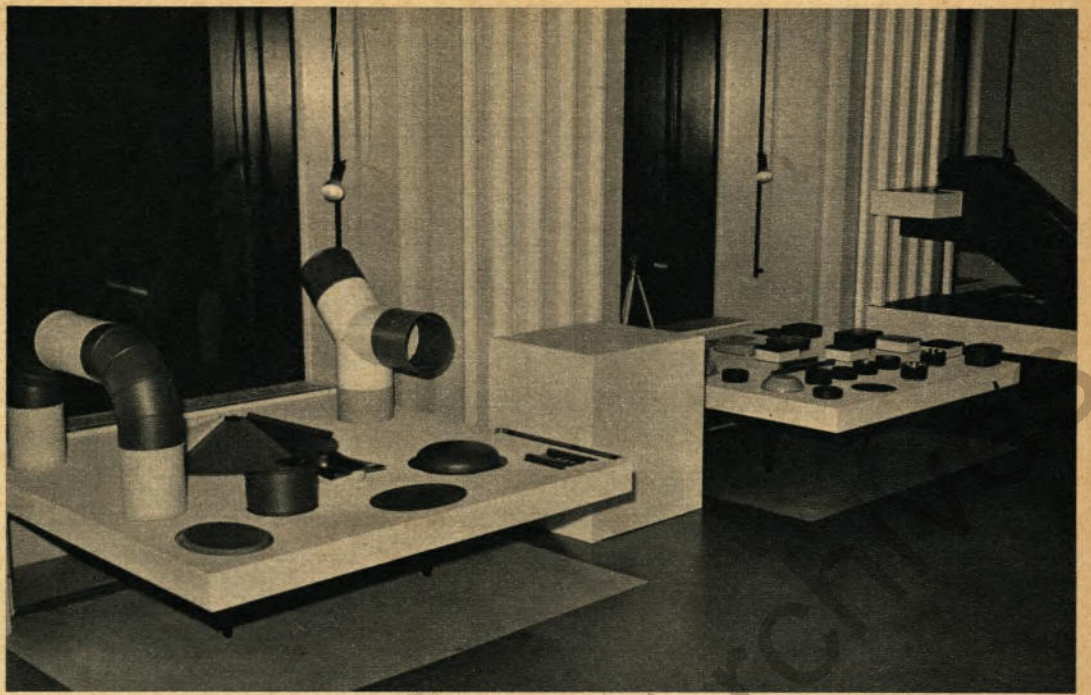


KUNSTSTOFF
AUF STAHL
= PLATAL

Stahl im neuen



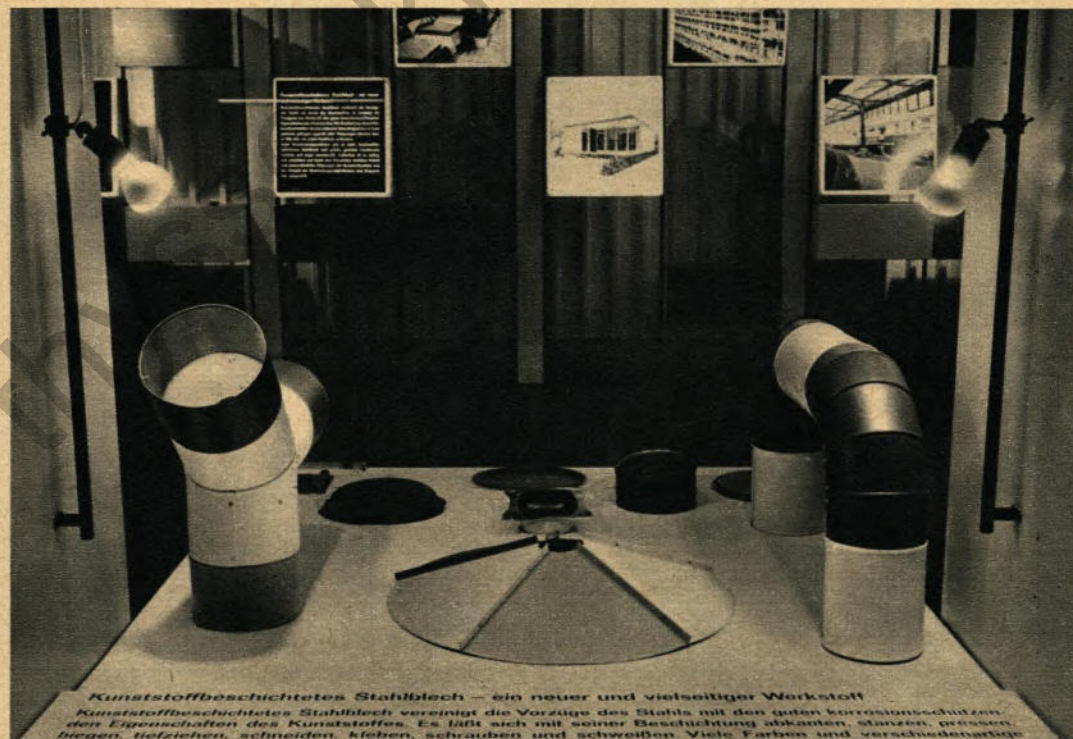
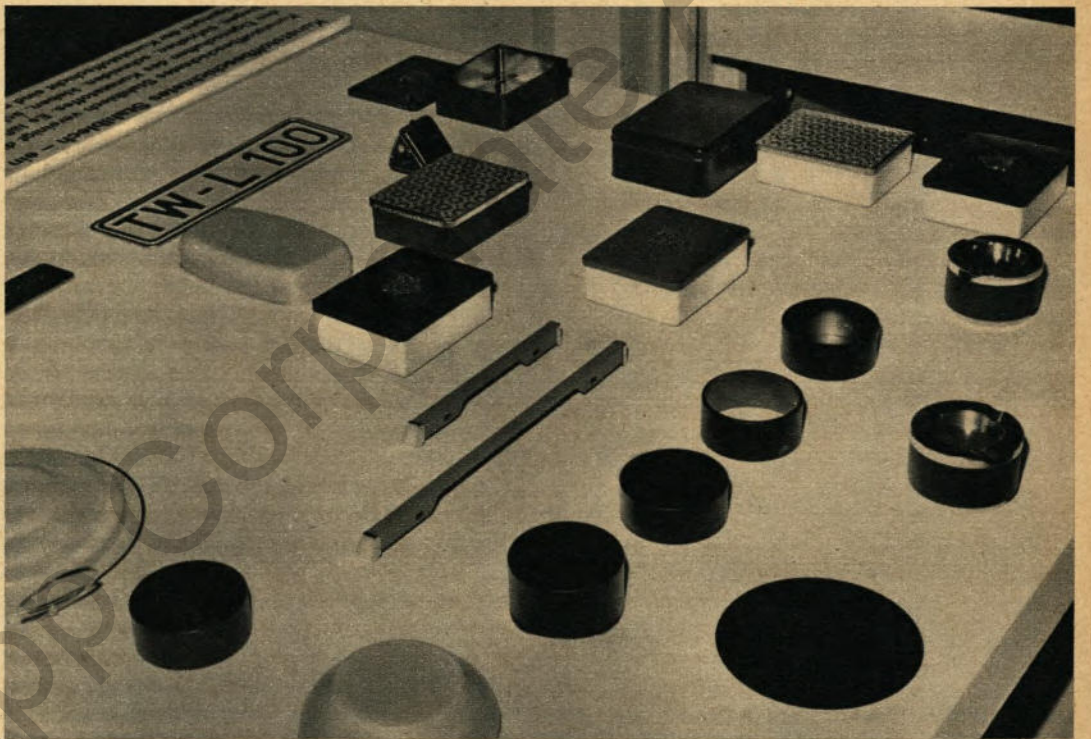
Gewand



In einem Überblick zu zeigen, in welcher Vielfalt sich der Stahl mit farbiger Kunststoffschicht in ein neues Gewand kleiden läßt und welche technischen Möglichkeiten und Vorteile der neue Verbundwerkstoff in sich birgt, das ist der Zweck der Ausstellung, die die Beratungsstelle für Stahlverwendung Düsseldorf in diesen Wochen zeigt. Die Ausstellung ist zu einem wesentlichen Teil mit Beispielen der Verwendungsmöglichkeit unseres kunststoffbeschichteten Stahlbleches Platal gestaltet.

Unser Farbbild auf der gegenüberliegenden Seite zeigt einen Blick in den Ausstellungsraum des Walzstahlhauses in der Kasernenstraße. Unter der neu entwickelten Kassettendecke aus Platal hängen Fotografien von den Verwendungsbeispielen des Verbundwerkstoffes vom Bungalow bis zum Schnellzugwagen. Dazwischen zeigen Muster kunststoffbeschichteter Bleche, in welcher Vielfalt der Farben und Oberflächenprägung sich Platal anbietet, der die Vorzüge des Stahls mit denen des Kunststoffes verbindet. Im Vordergrund steht das Modell einer Rolltreppe, deren Seitenflächen mit Platal verkleidet sind.

Auf Auslagetischen (Bild oben rechts) werden



Verarbeitungsmuster und Fertigteile aus Platal gezeigt. Sie geben Beispiele dafür, daß der Verbundwerkstoff ohne Schwierigkeiten gestanzt, gebogen, gepreßt oder tiefgezogen werden kann. Dosen, Becher, Handgriffe und Schilder (mittleres Bild) veranschaulichen neben anderen Fertigteilen, daß sich Platal auch falzen, nieten, verschrauben, verkleben und sogar verschweißen läßt. Am Beispiel des Aschenbechers sieht der Besucher, wie der Verbundwerkstoff das Tiefziehen verträgt.

Unser Bild unten zeigt einen Blick in den Raum durch eines der Schaufenster, durch die die Ausstellung schon von der Straße her eingesehen werden kann. Hier wird gezeigt, daß Platal sich hervorragend eignet für die „Ummantelung“ von Rohrisolierungen. Bei dieser Verwendung erwies sich Platal den angreifenden Witterungseinflüssen gegenüber als außerordentlich widerstandsfähig.

In der Ausstellung, die noch über mehrere Monate gezeigt wird, kann sich der Besucher über die vorgestellten Muster hinaus durch eine Diapositiv-Serie über die Vielfalt der Verwendungsmöglichkeiten von Platal ins Bild setzen lassen.



Kunstschätze unserer Heimat,
die wir kennen sollten (I):



DIE FARBIGE WELT DES CHRISTIAN ROHLFS



Heute beginnen wir mit einer neuen Serie, die den Kunstschatzen unserer Heimat gewidmet sein wird. Zum Auftakt zeigen wir zwei Bilder des vor 25 Jahren verstorbenen Malers Christian Rohlfs, der im Karl-Ernst-Osthaus-Museum, Hagen, eine besonders liebevolle Pflegestätte gefunden hat. Als die Preußische Akademie der Künste Christian Rohlfs 1937 nahelegte, aus der Akademie auszutreten, weil den Nationalsozialisten seine Kunst nicht genehm war, erwiderte er mutig und stolz: „Gefällt Ihnen mein Werk nicht, so steht es Ihnen frei, mich aus der Mitgliederliste der Akademie zu streichen. Ich werde aber nichts tun, was als Eingeständnis eigener Unwürdigkeit gedeutet werden könnte.“ Die Kulturdiktatoren des „Tausendjährigen Reiches“ ließen 418 Rohlfs'sche Arbeiten aus den Museen entfernen. Am 8. Januar 1938 erlitt der Maler den Tod im Atelier, nachdem der Verkauf seiner Bilder kurz zuvor verboten worden war. Das Karl-Ernst-Osthaus-Museum in Hagen birgt heute den Schatz von fast 300 Bildern Christian Rohlfs'. Der Leiterin des Hagener Karl-Ernst-Osthaus-Museums, Frau Dr. Herta Hesse, verdankt WERK UND WIR folgenden Beitrag.

Schwere Zeiten, viele Sorgen und ein hartnäckiges Leiden haben den 88jährigen Lebensweg des Malers Christian Rohlfs begleitet, den Künstler geformt und ihn trotzdem zu höchster künstlerischer Reife gelangen lassen. Christian Rohlfs, der als Sohn eines holsteinischen Bauern am 22. September 1849 geboren wurde, hatte seit seinem fünfzehnten Lebensjahre an den Folgen eines Sturzes zu leiden. Der behandelnde Arzt wird zuerst auf das Zeichentalent des Jungen aufmerksam. Zur Beschäftigung im Krankenbett gibt er ihm Papier und Farben. Einige Blätter, die damals entstehen, werden dem Dichter Theodor Storm vorgelegt, der sie so gut findet, daß er rät, Rohlfs Maler werden zu lassen.

Ausbildung in Berlin

Nach dreijährigem Besuch des Gymnasiums beginnt die Malerausbildung in Berlin. Bald geht es zur Akademie nach Weimar. 30 Jahre lebt Rohlfs in Weimar. Noch zu Beginn dieser Zeit wird die Amputation des kranken rechten Beines erforderlich, die wieder zwei Jahre Krankenlager mit sich bringt. Die Weimarer Akademie und die darauf folgenden Jahrzehnte selbständiger Arbeit bringen Rohlfs die Bekanntheit mit namhaften Künstlerpersönlichkeiten und damit auch manche Anregung. Zwei Jahrzehnte scheinen jedoch dahingegangen zu sein, ohne daß sich seine Entwicklung wesentlich von der damals in Weimar üblichen, im wesentlichen naturalistischen Malerei unterscheidet. Nach 1890 jedoch beginnt sein eigener Weg. Reich und locker wurde seine Farbgebung, die es ihm ermöglicht, die wechselnde Stimmung der Landschaften, das Grau des Nebel- und Schneetags und das Schimmern der Sonnenlandschaft, intensiv zu erfassen und zu gestalten. Bezeichnet man diese Malerei mit dem Ausdruck „Impressionismus“, so hat man sich doch dabei vor Augen zu halten, daß es ein durchaus persönlicher, Rohlfs'scher, vom französischen sich weit unterscheidender Impressionismus ist.

◀ Christian Rohlfs' Gemälde „Rotes Haus in Dinkelsbühl“ stammt aus dem Beginn der zwanziger Jahre. Sein Aquarell „Mädchen am Brotschrank“ entstand 1918

Von Anerkennung ist für Rohlfs damals noch keine Rede. Bewundern wir heute Rohlfs' Gemälde dieser Zeit und zahlen hohe Preise für sie, so hatte er in jenen neunziger Jahren doch nur mit Not und Entbehrung zu kämpfen. Ein Umschwung seiner Lage tritt erst ein, als Henry van de Velde, der große Architekt und Formgestalter, 1900 auf Rohlfs aufmerksam wird und Karl Ernst Osthaus ihn nach Hagen beruft. Rund 38 Jahre lebt und arbeitet er, abgesehen von längeren Reisen, im Gebäude des Hagener Folkwang-Museums. Die Werke moderner Künstler, die in diesem Museum reich wie sonst nirgend vertreten sind, regen ihn an. Reisen nach Süd- und Mitteldeutschland und längere Aufenthalte in Soest tun das gleiche. Wertvoller als all dieses sind jedoch die innere Verbundenheit des Künstlers mit seiner holsteinischen Heimat und die inneren Kräfte, die sie ihm mitgegeben hat. Sie sind die unversiegbare Quelle für sein ganzes künstlerisches Schaffen. Wiederholte Reisen nach Schleswig-Holstein und die Freundschaft mit dem Landsmann Emil Nolde sind in diesem Zusammenhang wichtig.

Professorentitel in Weimar

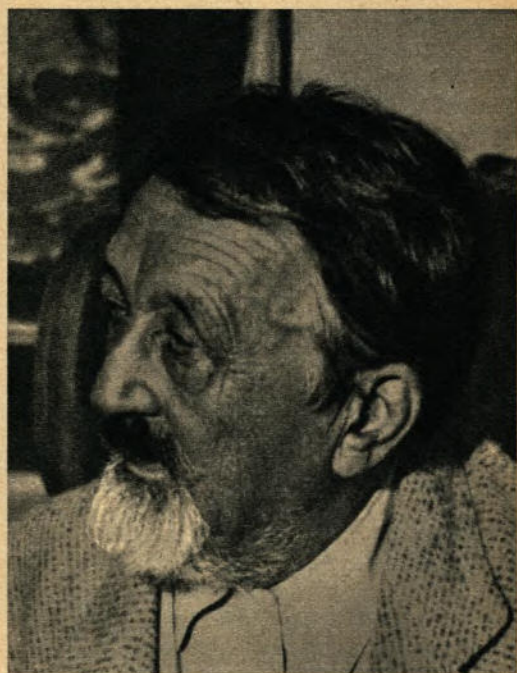
Die bedrückendste wirtschaftliche Not hört mit der Übersiedlung nach Hagen auf. Weimar schenkt dem scheidenden Künstler noch den Professorentitel; Kiel, die Universität seines Heimatlandes, und die Technische Hochschule zu Aachen verleihen ihm in späteren Jahren den Ehrendokortitel. Die Berufung als Mitglied in die Berliner Akademie folgt. Dies alles freut ihn sehr. Dabei bleibt er aber der bescheidene Mensch, dessen Abgeklärtheit jeden Besucher seines Ateliers und jeden jungen Maler, der persönlich Rat bei ihm sucht, tief beeindruckt. Ihm liegt im Grunde nichts an Ehrungen; alles liegt ihm an seiner Kunst. Sein Schaffen ist ein ewiges „Stirb und Werde“, ein zäher, harter Kampf gegen die Selbstzufriedenheit und für die ständige Vertiefung seines Werkes.

Zeugnisse seines vollendeten Könnens sind die Bilder, die wir diesem Text begeben. Beginnen wir mit dem „Roten Haus in Dinkelsbühl“ aus dem Beginn der zwanziger Jahre. Im Mittelpunkt dieses Bildes steht ein altes, breites Haus. Fast ist es nur Dach; das Dach reicht jedenfalls so weit herab, daß es kaum Seitenmauern sehen läßt. Jahrzehnte und Jahrhunderte haben an diesem Dach genagt, seine Kanten sind krumm, sein Firstschadhaft, seine Fläche durchlöchert. Und dann erst das, was unter dieser Dache sitzt: Die Vorderseite des Hauses blickt uns an wie ein Ungeheuer aus einer finsternen Welt. Ist da nicht in der Mitte eine Nase, sind da nicht zwei eckige Augen? Wird nicht bald dieses Dach das Ungeheuer von Haus begraben? Oder wacht der Nachbar rechts noch darüber? Zwar auch dieses rechte Haus hat Jahrhunderte an sich vorbeigehen lassen, aber noch steht es stramm und schmal, und seine Fensteraugen blicken lebhaft. Zerrissene Wolken und links hinten weitere Stücke von roten Dächern bilden den Hintergrund dieser unheimlichen Front. Nur wenige Farben verwendet der Maler. Vorherrschend sind das Rot und das Braun; gelbweiße und ganz wenige grüne Töne kommen hinzu. Keine gerade, feste Linie finden wir in diesem Bild. So ist das Leben und das Sein für den Künstler nach dem ersten Weltkrieg.

Aus einer ähnlichen Sphäre stammt ein Aquarell des Jahres 1918. „Mädchen am Brotschrank“

ist sein Titel. Vor einem recht altertümlichen Schrank, oben verglast, unten mit Holztüren geschlossen, steht ein Mädchen. Es hat den oberen Schrankteil geöffnet, „heimlich“ geöffnet, möchten wir hinzufügen, denn das ganze trägt den unverkennbaren Stempel der Heimlichkeit. In leicht gebückter Haltung hat das Kind einen Gegenstand dem Schrank entnommen, ein Stück Brot, vermuten wir, das es nun zum Munde führt. Das Mädchen selbst ist eine Jammergestalt; lange, eckige Glieder, überlange Füße, ein wenig gewinkelte, unsichere Knie, ein dürrtiges Kleidchen sind Kennzeichen von Not und Entbehrung. Auch hier hat der Künstler wenige intensive Farben für seine Aussage verwendet, hauptsächlich Violett, dazu Gelb und ein Blau für das Kleidchen und den Hintergrund des Schrankes.

Der Künstler hat zur Zeit des Nationalsozialismus die damalige Kulturpolitik auf das bitterste zu spüren bekommen. 1937 forderte man ihn auf, selbst seinen Austritt aus der Preußischen Akademie der Künste zu erklären. Rohlfs lehnt solch Eingeständnis eigener Unwürdigkeit den damaligen Machthabern gegenüber ab und widmet sich weiter seinem Werk. Er lebt damals monatelang in Ascona am Lago Maggiore und malt seine herrlichsten Aquarelle: den See und die Blumen des Südens, beides in unerhörtester Intensität und Sublimierung der Farbe. Am



▲ Christian Rohlfs, 1849-1938

8. Januar 1938 nimmt ihm der Tod in seinem Hagener Atelier im ehemaligen Folkwang-Gebäude den Pinsel aus der Hand.

Wunsch der Stadt Hagen

Es ist der Wunsch der Stadt Hagen, daß Rohlfs' Werk immer in dieser Stadt eine ganz besondere Heimstatt haben soll. So zeigt der große Saal des Karl-Ernst-Osthaus-Museums beständig etwa 20 der schönsten seiner Aquarelle. Fast 300 Arbeiten von Rohlfs nennt das Museum sein eigen. Aus diesem reichen Besitz werden außer der ständigen Ausstellung Wechselausstellungen zusammengestellt und ungezählte Bitten um Leihgaben erfüllt.

Dr. Herta Hesse

Außergewöhnliche Lösung eines Förderproblems: auf 1142 Meter langem steigendem Band

Der Förderwagen schüttelt sich, als wollte er sich von seiner Last nicht trennen. Von unsichtbarer Hand gelenkt dreht ihn der Kreiselwipper, die Kohle rutscht und fällt in einen breiten Trichter. Und weiter fällt sie um einige Meter, dann erst beginnt der Weg nach oben, beginnt die Förderung ans Tageslicht. Aber es ist noch weit von hier zum Förderschacht, von hier auf der 933 Meter tiefen 8. Sohle im Westfeld unserer Schachanlage Kaiserstuhl, noch über einen Kilometer weit bis zum Förderseil, das durch den Schacht im Ostfeld bis zur 7. Sohle - 710 Meter tief - hinabreicht. Dort erst beginnt die Skipförderung, wie der Bergmann die moderne Gefäßförderung nennt.

Wie aber gelingt der Sprung um mehr als 200 Meter bis zum Schacht? Es ist kein „Sprung“, es ist ein Gleiten. Ein Gleiten über ein Band, 1142 Meter schräg aufwärts durch den Berg. Es ist der Weg durch den Bandberg.

Zum erstenmal im Ruhrgebiet wurde für die Zwischenförderung eine so lange, gleichmäßig steigende Strecke aufgefahren, in der ein durchgehendes Transportband die Kohle von einer Sohle auf die andere hebt.

Von Kaiserstuhl-West nach -Ost

Der Förderschwerpunkt unserer Schachanlage Kaiserstuhl verlagert sich seit 1961 mehr und mehr vom Ost- in das Westfeld. Zwischen beiden Feldern besteht zwar auf der 7. Sohle eine Verbindungs-Richtstrecke, sie kann aber den anwachsenden Kohlenfluß zum Förderschacht im Ostfeld nicht bewältigen. Auf dem Westfeld müßte außerdem zum Heben der Kohle von der 8. zur 7. Sohle ein Ausgleichsblindschacht abgeteuft werden. Technische und wirtschaftliche Gründe sprachen auch gegen eine andere Lösungsmöglichkeit, nämlich auf der 8. Sohle eine Richtstrecke zwischen dem Ost- und Westfeld aufzufahren und gleichzeitig einen der beiden Schächte des Ostfeldes tiefer zu teufen.

Ein außergewöhnlicher Weg mußte die Lösung bringen: eine durchgehende Fördergurтанlage in einer neu aufzufahrenden Strecke, die bei einer Länge von 1142 Metern und einer Neigung von 13 Grad den Höhenunterschied von 257,7 Metern überwindet. Dazu kamen 576 Meter Strecken für Umtriebe auf der 8. Sohle und Durchstiche auf der 7. und 8. Sohle, außerdem vier Großräume für den Kippkeller auf der 8. Sohle, für die Entstaubung, für die oberhalb der 7. Sohle gelegene Antriebskammer und schließlich für den darunterliegenden Bunker.

400 000 Tonnen im ersten Jahr

Am 19. Oktober 1961 setzte sich zum erstenmal das Band in Bewegung. Inzwischen sind 400 000 Tonnen Kohle auf dieser „schiefen Ebene“ zum Skipschacht gefördert worden. Seit mehr als einem Jahr ist die Anlage in Betrieb, in dieser Zeitspanne haben sich technische Reife und Wirtschaftlichkeit bestätigt.

Nicht alles ließ sich vorausberechnen, als die Techniker in das Neuland vorstießen. Hand in Hand mit ihnen arbeitete das Institut für Fördertechnik, Hannover, das 14 Tage lang vor Auf-

◀ *Weil reicht unser Blick hinein in die Bandstraße. Pausenlos gleitet der beladene Gurt über die Rollen. Deutlich erkennen wir, wie die Bandkonstruktion mit Ketten am Ausbau mit dreiteiligen nachgiebigen Stahlprofilbögen aufgehängt ist*

Im Bandberg auf Kaiserstuhl

nahme des Förderbetriebes Messungen vornahm. Von Versuch zu Versuch gelangen schrittweise Verbesserungen der Antriebs-einheiten, so daß schließlich die bestmöglichen Betriebsverhältnisse erreicht wurden.

Eine Rolltreppe ohne Stufen

„Am liebsten würde ich mich jetzt auf das Band setzen, um mit der Kohle nach oben zu fahren!“ Der Steiger lacht – „Daraus wird nichts! Abgesehen davon, daß es verboten ist: die zweieinhalb Meter in der Sekunde würden Sie ja überstehen, aber ich weiß nicht, ob Sie zwischen den Ketten der Aufhängung schnell genug und heil wieder 'runter kämen!“ Mit diesem „exklusiven Reisebericht“ wird es also nichts.

Sehen wir uns hier am unteren Ende des Bandberges, zunächst im Wipperfüllort, weiter um. Eben beginnen sich wieder die beiden Kreiselwipper zu drehen, sie rütteln die 911-Liter-Wagen, als seien sie Spielzeug. In der Minute müssen sich sechs Wagen je Wipper diese „Behandlung“ gefallen lassen, damit auch die letzte Kohlenkrume in den Trichter fällt. Fangbügel haben vorher dafür gesorgt, daß Eisen- und Holzteile festgehalten werden und nicht auf den wertvollen Gummigurt fallen und ihn etwa beschädigen.

Auch die Kohle soll möglichst schonend auf das Band fallen. Dazu wurde ein Dositraförderer eingebaut, der – wie der Name sagt – dosiert, siebt und transportiert; darunter wurde ein Beschleunigungsband eingeschaltet. Durch das

Sieb fällt das Gut mit einer Korngröße unter hundert Millimeter. Dem Hauptband wird es über das Beschleunigungsband aufgegeben, auf dem es ein Polster für die nachfolgenden großen, zum Teil scharfkantigen Stücke bildet. Dadurch liegen außerdem die großen Stücke fester und können auf den ersten kritischen 30 Metern nicht zurückrollen. Mit den groben Stücken über hundert Millimeter laufen auch kürzere Holz- und Eisenteile über den „Dositra“, von dem sie bequem ausgeklaut werden können.

Dem Auge verborgen

Diese Vorgänge mußten wir uns erklären lassen, denn mit dem Auge kann man sie nicht verfolgen: wegen der Staubentwicklung sind die Beschickungseinrichtungen einschließlich der Kreiselwipper verkleidet und an eine Entstaubungsanlage angeschlossen. Hier aus dem Westfeld kommen auch die Frischwetter, mit denen der ganze Bandberg versorgt wird.

Das Band zieht unseren Blick mit hinein in die gleichmäßig ansteigende Strecke. Weit hinten, in einem hellen Punkt, treffen sich die parallelen Linien. Dort hinten, wie es scheint, stirbt das ständige Gleiten, mit dem auf dem meterbreiten Band stündlich 600 Tonnen bergauf gezogen werden. In einer Geschwindigkeit von 2,5 Metern in der Sekunde, das sind neun Kilometer in der Stunde, wird die Förderhöhe von genau 257,7 Metern überwunden. Rechts und links von dem Traggerüst, das an Ketten an den Bogenprofilen des Streckenausbaues aufgehängt ist, bleiben etwa ein Meter breite Fahrwege. Raum genug für die Wartung und Überwachung des endlosen Bandes und der Tragrollen, die sich auf Kugellagern drehen.

2320 Meter langer Stahlseilgurt

Dies war ein besonderes Problem: Wie mußte das Förderband beschaffen sein, das den gro-

ßen Belastungen auf der langen Förderstrecke gewachsen war? Nach sorgfältiger Prüfung fiel die Wahl auf einen gewebefreien, 20 Millimeter starken und einen Meter breiten Stahlseilgurt. 80 Seile aus verzinktem Gußeildraht, 7,2 Millimeter stark, liegen in einer reißfesten, metallbindenden Innenschicht. Sie geben dem Fördergurt eine „Bruchlast“ von 300 Tonnen. Das heißt, der Gurt bewältigt die erforderliche Zugkraft mit zehnfacher Sicherheit. Wenn wir einen Vergleich ziehen wollen: Die beiden Seile, an denen im Förderschacht die Skipgefäße hängen, haben zusammen „nur“ eine Bruchlast von 190 Tonnen, die Sicherheit ist achtfach berechnet.

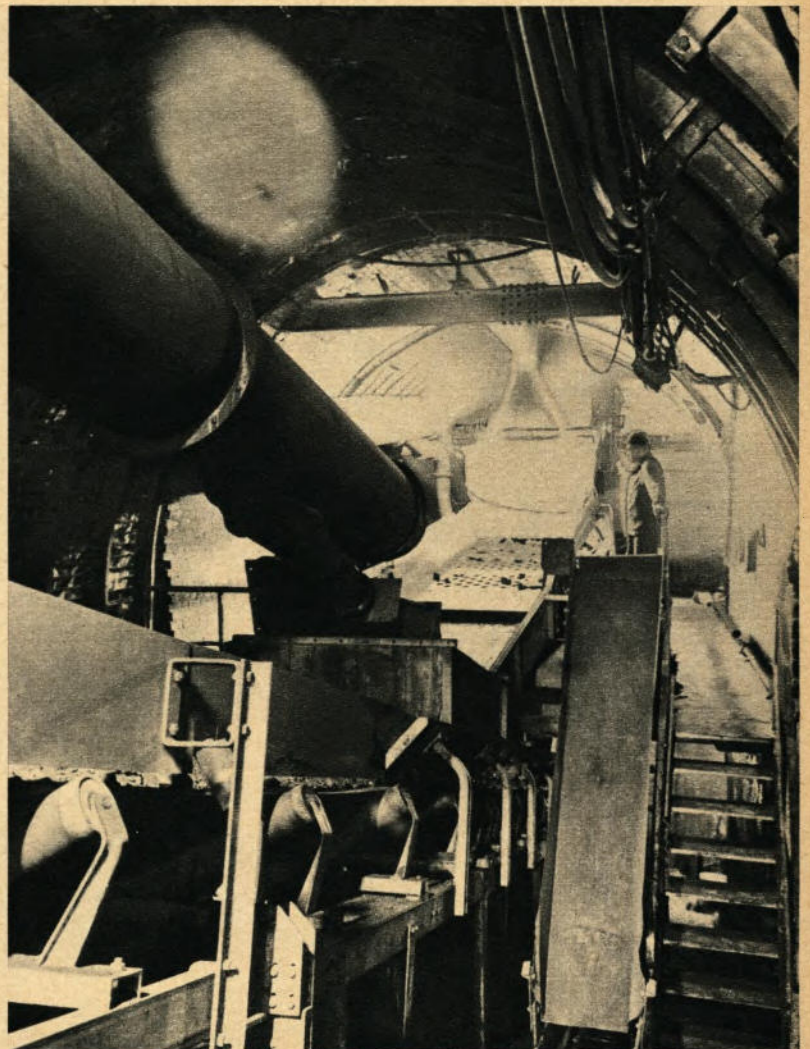
Um die Drahtseile hüllen sich die Zwischenschicht und die besonders verschleißfeste Gummischicht. Dieser Querschnitt macht das Band nicht nur außerordentlich widerstandsfähig, sondern auch so elastisch, daß es sich leicht zu einer Mulde an die winklig zueinander angeordneten Laufrollen schmiegt.

Unter Tage vulkanisiert

Der schwere Gurt, der sich heute als endloses Band durch den Berg zieht, war natürlich nicht in einem Stück durch den Schacht und auf die 8. Sohle zu bringen. Noch heute erinnern sich die Bergleute an jede Einzelheit aus den Tagen der Montage. Sogar in 14 Einzelteilen stellte sie der Gurt unter Tage beim Transport und beim Auflegen vor größere Probleme, als man trotz guter Vorbereitungen voraussehen konnte. Jedes Teilstück, zu einer Trommel gerollt, hatte einen Durchmesser von 2,20 Metern und

▼ Hier an der Bandaufgabe auf der 8. Sohle rollen gerade zwei beladene Förderwagen in einen der Kreiselwipper, zwei weitere warten in der Wagenbremse. Grubenelektriker Grauwinkel überwacht am Steuerpult den Vorhang. Rechts außen erkennen wir die elektrischen Verteiler

▼ Dieser Blick auf den Klaube-Stand unterhalb der Kreiselwipper zeigt den sogenannten Dositraförderer. Im Vordergrund sehen wir eine Schurre und den Panzerförderer, der die aus der Kohle ausgeklauten Holz- und Eisenteile abzieht





◀ So endet das Band in der oberhalb der 7. Sohle liegenden Antriebskammer, die beachtliche Ausmaße hat: sie ist 17 Meter lang, 8 Meter breit, 7,20 Meter hoch und hat einen lichten Querschnitt von 50 Quadratmetern

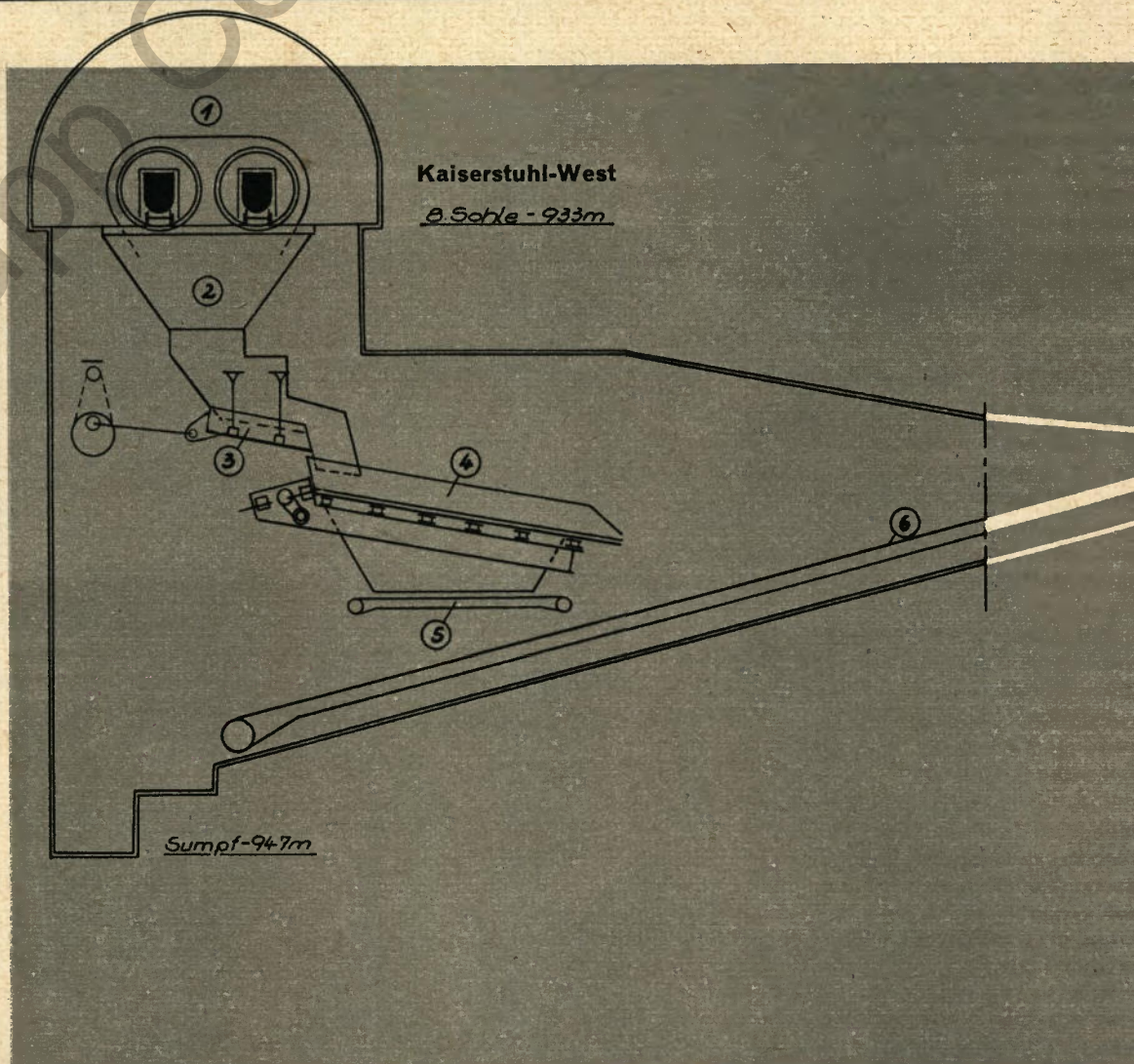
ein Gewicht von sieben Tonnen. Über der Schächöffnung mußte eine Trägerbühne gebaut werden, hier wurde die Trommel unter das Fördergestell gehängt. Unter Tage stand ein eigens dazu gebauter Transportwagen bereit, mit dem die Trommel bis auf den Kippkeller fuhr. Schwere Zughäsel besorgten dann die noch schwierigere Arbeit, die Teilstücke durch die Bandstrecke bergan zu ziehen. In Höhe des Durchbruchs von der 8. Sohle zum Bandberg war ein Vulkanisiertisch eingerichtet worden. Hier sollten die Teilstücke „aneinanderwachsen“. Acht Stunden waren nötig, um die Seile zweier Bandenden im Kern vom Gummimantel freizulegen und zurechtzuschneiden, sechs bis acht Stunden dauerte das Anheizen der Überlappungslänge, die eigentliche Vulkanisation bei 130 Grad und 400 Atmosphärenüberdruck ging in nur einer Stunde vor sich. Dann waren weitere vier bis sechs Stunden erforderlich, um den Gurt um eine Teillänge von 165 Metern weiterzuziehen.

Bis zum Skipförderschacht

Wir hatten es also nicht gewagt, auf das Band zu springen, um uns sanft und bequem zum Bunkeraustrag, also zum oberen Ende des Bandberges tragen zu lassen. Unser Weg dorthin führte auf langem Umweg durch die Richtstrecke auf der 7. Sohle, um zu beobachten, wie die Kohle am Skipförderschacht ankommt. Über 17 Meter hoch ist der 300 Kubikmeter fassende Bunker, der die Kohle zunächst aufnimmt, wenn sie vom Förderband abgeworfen wird. Ein Plattenband gibt das Gut weiter an



▲ Wichtig ist die ständige Beobachtung der elektrischen Verteileranlagen. Auf unserem Bilde überprüft Elektrohaue Karl Rappe ein Motorsteuergerät auf der 8. Sohle



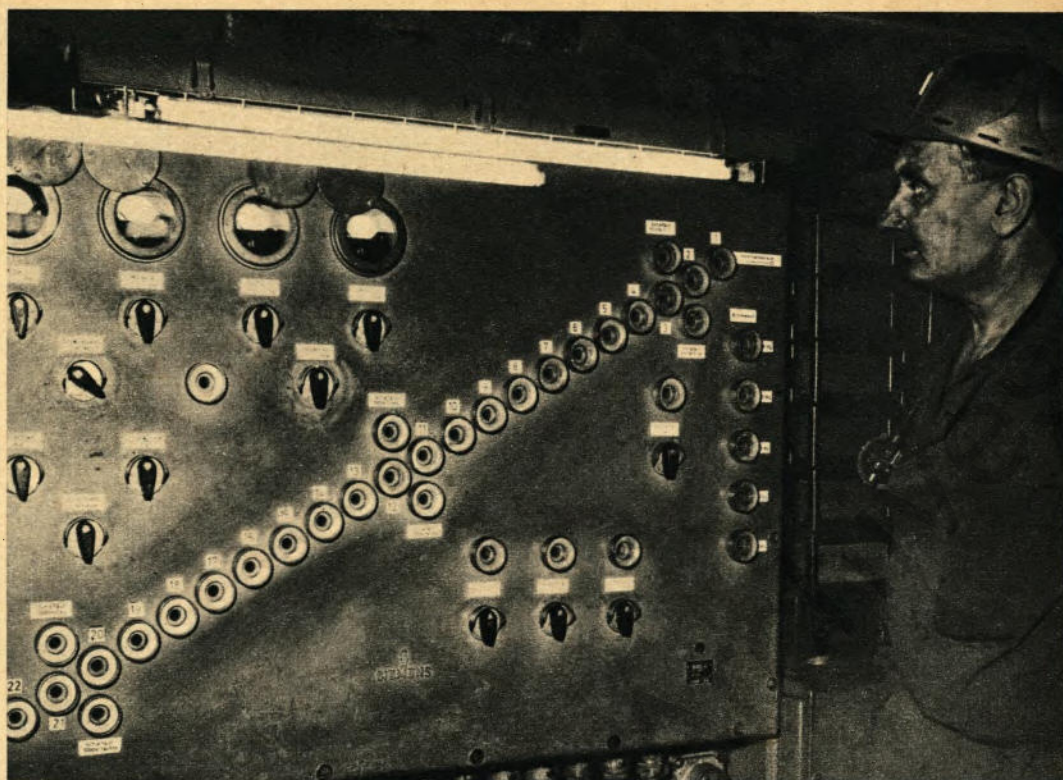
einen 38 Meter langen Förderer, in den eine automatische Förderbandwaage mit Tonnen-Zählwerk eingebaut ist. Dann erst fällt die Kohle in die Meßtaschen des Schachtes 1 im Ostfeld. Die letzte Strecke des Weges, diesmal senkrecht nach oben, beginnt. Der Bunkeraustrag wird von der vollautomatisch gefahrenen Skipförderung – also von über Tage aus – gesteuert.

Automatisch und sicher

Noch eine technische Angabe dürfen wir nicht vergessen zu erwähnen: die Stromversorgung und Schaltung.

Welche versteckte Kraft treibt diesen nie erlahmenden Lindwurm? Sie verbirgt sich für den Zweitrommel-Kopftrieb in vier Elektromotoren mit einer Leistung von je 160 Kilowatt. Über Transformatoren werden sie von den 5000-Volt-Verteilern der 7. und 8. Sohle mit Strom versorgt. Die gesamte Bandanlage wird von einer Schaltwarte in der Antriebsstation gesteuert und überwacht. Hier sind alle erforderlichen Bedienungsschalter, Meldeleuchten und Strommesser eingebaut.

Selbstverständlich wurde auch für die höchstmögliche Sicherheit Sorge getragen; Sicherheit für das Bedienungspersonal und für die maschinellen Einrichtungen. Das betrifft besonders den teuren Fördergurt, der aus flammwidrigem Gummi besteht, um die Gefahr eines Grubenbrandes zu vermeiden. Entlang der Bandstraße sind in Abständen von 50 Metern Not-Ausschalter angebracht, durch die die gesamte Anlage stillgesetzt werden kann. Sie kann nur dadurch wieder angefahren werden, daß derselbe Schalter wieder eingeschaltet wird. Zur Verständigung dienen außerdem zwölf Telefone und in Abständen von 40 Metern angeordnete Lampen für Lichtsignale.



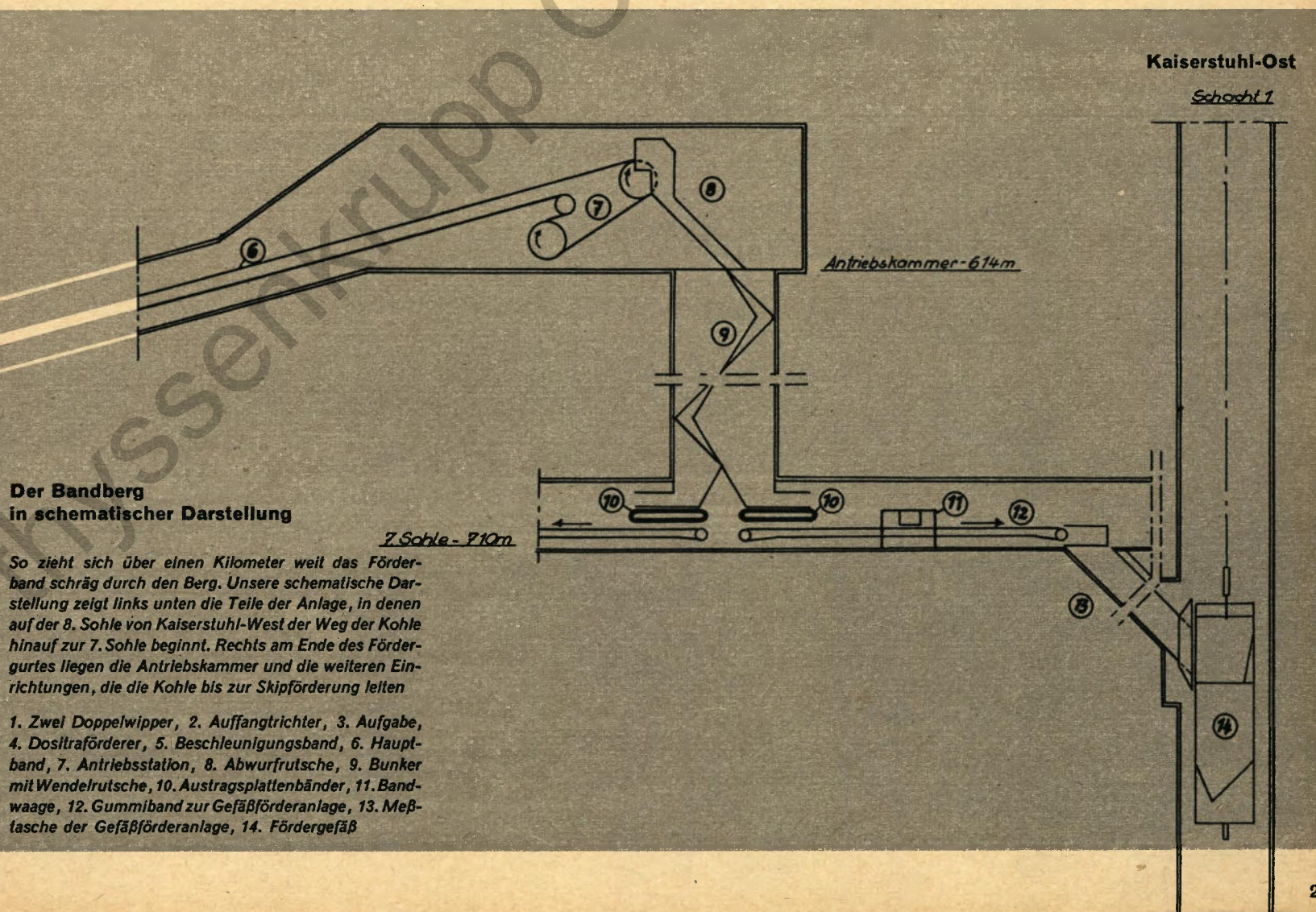
Nur fünf Mann Bedienung

Das aber gehörte zu den stärksten Eindrücken bei dieser Grubenfahrt: An Motoren und Maschinen trafen wir kaum einen Menschen. Nur fünf Mann stark ist das Bedienungspersonal der gesamten Anlage. So haben sie ihren Platz: Ein Mann überwacht die Antriebsstation, drei Mann arbeiten im Wipperfüllort, und ein Mann steht als Klauber am Leseband.

Daneben sind zur Wartung in der Morgen- und Mittagsschicht ein Schlosser und ein Elektriker eingesetzt, und ein „Bandläufer“ befährt nach

▲ Am Steuerstand in der Arbeitskammer oberhalb der 7. Sohle beobachtet Elektrohauer Schwarz die diagonal über die Tafel gelegten Signallampen, die mit den im Abstand von fünfzig Metern im Bandberg angebrachten Not-Ausschaltern verbunden sind. Links oben sieht man die vier Amperemeter, die die Stromaufnahme der Antriebsmotoren anzeigen

Vorschrift der Bergbehörde ein und zwei Stunden nach dem Stillsetzen den Bandberg zur Glimmbrandkontrolle. Sein Meldebuch blieb bis heute leer.



Der Bandberg in schematischer Darstellung

So zieht sich über einen Kilometer weit das Förderband schräg durch den Berg. Unsere schematische Darstellung zeigt links unten die Teile der Anlage, in denen auf der 8. Sohle von Kaiserstuhl-West der Weg der Kohle hinauf zur 7. Sohle beginnt. Rechts am Ende des Fördergurtel liegen die Antriebskammer und die weiteren Einrichtungen, die die Kohle bis zur Skipförderung leiten

1. Zwei Doppelwipper, 2. Auffangtrichter, 3. Aufgabe,
4. Dosierrörderer, 5. Beschleunigungsband, 6. Hauptband, 7. Antriebsstation, 8. Abwurftrutsche, 9. Bunker mit Wendeltrutsche, 10. Austragsplattenbänder, 11. Bandwaage, 12. Gummiband zur Gefäßförderanlage, 13. Meßtasche der Gefäßförderanlage, 14. Fördergefäß

Steuern gehören zu den Stoffen, die trocken sind. Sie sind schwer zu verdauen, da sie als zwingende Abgabe an den Staat den Geldbeutel in den meisten Fällen empfindlich belasten und das Zurechtfinden mit ihnen Spezialkenntnisse voraussetzt, die sich im allgemeinen nur die „Experten“ aneignen können. Insbesondere zum Jahreswechsel muß aber auch der rechnende und verantwortungsbewußte „kleine Mann“ sich Aufschluß darüber geben, ob er im *abgelaufenen* Jahr seine steuerlichen Vergünstigungen, die er beanspruchen kann, ausgenutzt hat, und weiter, ob und wie bisher unterlassene Möglichkeiten noch nachgeholt werden können. Für das *angelaufene* Jahr sind vielleicht auch *neue* Entscheidungen zu treffen, die zur Erschließung und Ausnutzung weiterer Vergünstigungen führen.

In der Tagespresse und in der Fachliteratur werden zahlreiche Hinweise dieser Art zum Jahreswechsel gegeben. Sie sind für den ausgesprochenen Laien jedoch schwer verständlich. Der Nichtkundige mißversteht sie sogar häufig. Das liegt nicht an dem Berichtersteller, sondern an der Schwierigkeit der Materie.

Um dem schwer arbeitenden Menschen, der nach Dienstschluß nur noch für sein Hobby oder für das Fernsehen Interesse hat, die Vereinnahmung dieses „trockenen Stoffes“ etwas leichter zu machen, wird nachstehend der Versuch gemacht, in einem aufgelockerten Stammtischgespräch steuerliche Hinweise zum Jahreswechsel zu geben.

Dabei müssen vorab die Beteiligten etwas charakterisiert werden, damit der Leser auch eine Vorstellung der hinter dem Frage- und Antwortspiel stehenden Personen hat.

Es erscheinen:

ein versierter Steuerrat, Karl Fiskus, der als 62-jähriger noch seinen Dienst im Intresse des Staatsäckels tut;

ein Oberingenieur aus der Bauindustrie (54), Richard Groß, der als betuchtester in dem kleinen Kreise gilt. Er muß Unterhaltungszahlungen an die geschiedene Frau leisten;

der Buchhalter Heinrich Fleißig (48), der zu den sogenannten Doppelverdienern zählt, da seine Frau als Büroangestellte noch tätig ist. Ihr Töchterchen haben sie in einem Internat untergebracht;

der Jüngste, Fritz Kohle (29), ist Reviersteiger. Er ist glücklicher Bräutigam;

Senior in unserem Kreise ist ein Pensionär, Wilhelm Altmann. Als 72-jähriger macht er äußerlich noch einen rüstigen Eindruck, da man ihm nicht ansieht,

Nach einem Prost auf Fritz Kohle, der sich Weihnachten verlobt hat, ergreift Richard Groß das Wort.

Groß: Liebe Freunde, ich sehe, daß Ihr alle die vielen Feiertage gut überstanden habt. In diesen Tagen habe ich nicht nur über vergangene Sünden, sondern auch darüber nachgedacht, ob ich bei den Steuern alles richtig gemacht habe. Wir danken unserem Freund Karl, daß er heute abend bereit ist, uns über einige Fragen Auskunft zu geben.

Ich habe vor ein paar Wochen in der Zeitung gelesen, daß durch Unterlassen, Unkenntnis, meinetwegen auch aus Trägheit, die Nichtausnutzung von legalen steuerlichen Möglichkeiten mehr als 1 Milliarde DM ausmacht.

Um das Gespräch in Gang zu setzen, will ich gleich mit folgender Frage herausrücken.

Um Steuern zu sparen, habe ich mich entschlossen, zum Jahresbeginn eine neue Lebensversicherung abzuschließen. Es stimmt doch, daß ich die Prämien hierauf als Werbungskosten absetzen kann?

Fiskus: Aus der ersten Frage muß ich schon entnehmen, daß bei Euch die Begriffe verwechselt werden. Die Prämien auf Deine Lebensversicherung fallen steuerlich nicht unter die Werbungskosten, sondern sind sogenannte Sonderausgaben, die nur bis zu bestimmten Höchstgrenzen abzugsfähig sind. Ich glaube, ich muß Euch zunächst mal kurz über die Begriffe informieren, ehe wir in Einzelheiten steigen.

Im allgemeinen führen zur Eintragung eines steuerfreien Betrages auf der Lohnsteuerkarte Werbungskosten, Sonderausgaben und außer-

gewöhnliche Belastungen. Dabei ist für Werbungskosten und Sonderausgaben in der Lohnsteuertabelle der Abzug bestimmter Pauschbeträge bereits enthalten, und zwar jährlich für Werbungskosten DM 564,— und für Sonderausgaben DM 636,—. Es wird mithin nur *der* Betrag der nachgewiesenen Werbungskosten und Sonderausgaben als steuerfrei auf der Lohnsteuerkarte eingetragen, der die vorgenannten Pauschbeträge übersteigt.

Was sind nun Werbungskosten?

Werbungskosten des Arbeitnehmers sind die Aufwendungen zur Erwerbung, Sicherung und Erhaltung des Arbeitslohnes, mithin Aufwendungen, die die Ausübung des Dienstes mit sich bringt. Aufwendungen, welche mit dem Privatleben zu tun haben, fallen nicht unter den Begriff der Werbungskosten, auch wenn sie mehr oder weniger auch der Förderung der Tätigkeit des Arbeitnehmers dienen. Im allgemeinen werden demnach als Werbungskosten nicht anerkannt:

Repräsentationsaufwendungen und Aufwendungen für Ernährung, Kleidung und Wohnung.

Typische und gesetzlich anerkannte Werbungskosten des Arbeitnehmers sind:

Beiträge zu Berufsständen und Berufsvertretungen. Hierzu gehören beispielsweise auch die Beiträge an Gewerkschaften.

Notwendige Aufwendungen des Arbeitnehmers für Fahrten zwischen Wohnung und Arbeitsstätte.

Aufwendungen für Arbeitsmittel (Werkzeuge, übliche Berufskleidung, Fachzeitschriften, Fachbücher usw.). Derartige Aufwendungen können selbstverständlich nur geltend gemacht werden, wenn der Arbeitnehmer sie selbst, d. h. aus seiner eigenen Tasche bezahlen muß.

Aufwendungen für doppelte Haushaltsführung in den Fällen, in denen ein verheirateter Arbeitnehmer außerhalb seines Wohnsitzes beschäftigt ist, nicht täglich zu seiner Familie zurückkehren kann und keine Trennungsschädigung erhält.

Beruflich bedingte Umzugskosten, soweit sie nicht vom Arbeitgeber erstattet werden.

Mehraufwendungen für Verpflegung, wenn die beruflich bedingte Abwesenheit von der Wohnung regelmäßig mehr als 12 Stunden beträgt.

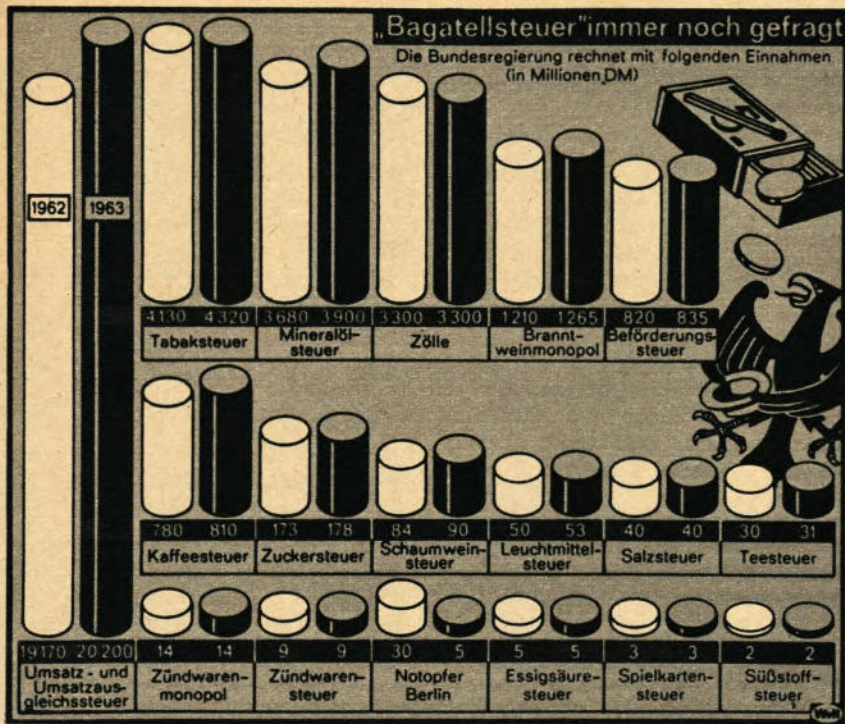
Schließlich können auch Kosten für die berufliche Fortbildung, die z. B. durch den Besuch von Verwaltungsakademien, Fortbildungslehrgängen, fachwissenschaftlichen Lehrgängen, fachlichen Vorträgen usw. entstehen, Werbungskosten sein.

Dagegen sind keine Werbungskosten die Aufwendungen, die zur erstmaligen Erlernung eines Berufes gemacht werden.

Kohle: Aus Deinen lichtvollen Ausführungen glaube ich zu entnehmen, daß bei mir für Werbungskosten ein zusätzlicher Freibetrag nicht herauszuholen ist, jedenfalls scheinen bei mir meine Werbungskosten nicht höher als der in der Lohnsteuertabelle bereits zum Abzug gekommene Pauschbetrag von DM 564,— zu liegen.

Fiskus: Gerade bei Dir dürfte es sich lohnen, sich hierüber mal Gedanken zu machen. Deine Wohnung befindet sich mindestens 10 km von Deiner Arbeitsstätte. Du bist glücklicher Besitzer eines Kraftwagens, mit dem Du Deine Fahrten zwischen Wohnung und Arbeitsstätte bewerkstelligst. Nun wollen wir mal rechnen: Zur Abgeltung des Abzugs der Aufwendungen für Fahrten zwischen Wohnung und Arbeitsstätte gewährt Dir die Finanzverwaltung für jeden Arbeitstag, an dem Du für diese Fahrten

Plauderei am runden Tisch über Steuern



◀ Schon unsere Großeltern ärgerten sich darüber, daß sie beim Einkauf von Zucker, Salz, Essig oder Zündhölzern Steuern bezahlen mußten. Das geht uns heute nicht anders. Auch ein moderner Staat kann offenbar auf diese sogenannten „Bagatellsteuern“ nicht verzichten, obwohl sie im Ertrag keinen Vergleich aushalten mit den großen Steuerarten, wie etwa der Umsatzsteuer. Unser Schaubild zeigt diese Unterschiede deutlich. Aber in Bonn hat man für das allgemeine Verlangen, diese kleinen Verbrauchsteuern aufzuheben, taube Ohren. In der Bundesrepublik rechnet man damit, daß diese Steuern im Jahre 1963 allein 112 Millionen DM einbringen. Und darauf will bei dem angespannten Haushalt niemand verzichten

Das scheint mir des Guten bald zuviel zu sein.
Fiskus: Hier liegt ein kleiner Irrtum vor. Wer für diese Aufwendungen eine Prämie beansprucht, darf die Bausparkassenbeiträge nicht als Sonderausgaben geltend machen. Man muß sich also für eine der beiden Möglichkeiten entscheiden, entweder für das prämiengünstige Bausparen oder für die Steuervergünstigung bei den Sonderausgaben. Das Ganze ist ein Rechenexempel. Für den „kleinen Mann“, der nur eine geringe steuerliche Belastung hat, ist es im allgemeinen besser, die Prämie zu kassieren und auf die Steuervergünstigung zu verzichten. Dagegen ist der Empfänger von einem höheren Gehalt, der „in der Spitze“ eine Steuerbelastung von beispielsweise 30 v.H. und darüber zu tragen hat, mehr interessiert an der Steuervergünstigung als an der Prämie.
Groß: Hör mal, Karl, bei Deinem Vortrag über Sonderausgaben scheint mir eins nicht ganz zu stimmen.
Fiskus: Wieso?
Groß: Du hast u. a. darauf hingewiesen, daß auch die Haftpflichtversicherung für den eigenen Kraftwagen zu den Sonderausgaben gehöre. Mir hat das Finanzamt bei meinem letzten Antrag die Hälfte meiner Ausgaben für die Haftpflichtversicherung gestrichen.
Fiskus: Ich wollte heute nicht auf Einzelheiten eingehen. Wenn Du schon mal danach fragst, will ich Dir auch hierüber Auskunft geben. Die Lohnsteuer-Richtlinien schreiben tatsächlich vor, daß Aufwendungen des Arbeitnehmers für die Kraftfahrzeug-Haftpflichtversicherung ohne Nachweis des Anteils der privaten Nutzung des Kraftfahrzeugs nur zur Hälfte als Sonderausgaben berücksichtigt werden können. Hat der Betreffende bei seinen Werbungskosten keinen Gebrauch von einer Erfassung der Pauschbeträge gemacht, die ihm für Fahrten zwischen Wohnung und Arbeitsstätte mit eigenem Kraftfahrzeug zustehen, kann er die Kraftfahrzeug-Haftpflichtversicherung voll als Sonderausgaben absetzen.

Deinen eigenen Wagen benutzt, einen Pauschbetrag von DM 0,50 für jeden Kilometer, den die Wohnung von der Arbeitsstätte entfernt liegt. Bei 250 Arbeitstagen im Jahr ergibt sich hierbei schon allein ein Betrag von DM 1 250,—. Kürzt man hiervon die bereits in die Lohnsteuertabelle eingearbeiteten DM 564,—, verbleiben an zusätzlichen Werbungskosten immerhin DM 686,—,

für die auf Antrag ein Freibetrag auf der Lohnsteuerkarte eingetragen wird. Dieser Freibetrag erhöht sich noch um etwaige sonstige Werbungskosten, die ich eingangs aufgezählt habe.

Altmann: Aus meiner zweiten Ehe habe ich, wie Ihr wißt, noch zwei Kinder, die eine auswärtige höhere Schule besuchen. An Fahrtkosten für Straßen- und Eisenbahn entstehen mir für meine beiden Kinder monatlich mindestens DM 70,—. Diese Kosten kann ich doch auch, wie unser Freund Fritz, als Werbungskosten geltend machen?

Fiskus: Mitnichten; diese Kosten sind ebenso wie die übrigen Ausbildungskosten durch die Kinderermäßigung, d.h. durch die Einstufung in eine andere Steuerklasse abgegolten.

Was sind Sonderausgaben?

Da im Augenblick keiner von Euch weitere Fragen zu den Werbungskosten hat, kann ich jetzt zu den Sonderausgaben übergehen. Diese sind, im Gegensatz zu den Werbungskosten, Aufwendungen, die nicht unmittelbar mit den Einkünften in Zusammenhang stehen, die aber aus sozialen oder volkswirtschaftlichen Gründen in gewissem Rahmen steuerbefreit sind. In der Hauptsache handelt es sich hierbei um Ausgaben, die der Arbeitnehmer für seine Zukunftssicherung tätigt. Einige Sonderausgaben sind unbegrenzt abzugsfähig, andere nur in beschränkter Höhe.

Zu den unbegrenzt abzugsfähigen Sonderausgaben gehören Kirchen- und Vermögensteuer. Auch Schuldzinsen, Verpflichtungen zur Zahlung von Renten und dauernde Lasten können hierzu unter der Voraussetzung zählen, daß sie nicht mit anderen Einkünften in unmittelbarem Zusammenhang stehen, d.h. also keine Betriebsausgaben oder Werbungskosten sind. Alle übrigen Sonderausgaben sind nur bis zu folgenden Höchstbeträgen voll abzugsfähig:

für den Arbeitnehmer allein DM 1 100,—, für dessen Ehefrau DM 1 100,—, für jedes Kind, für das Kinderermäßigung gewährt wird, DM 500,—. Ist einer der Ehegatten 50 Jahre alt oder darüber, dann verdoppeln sich die eben genannten voll abzugsfähigen Höchstbeträge. Übersteigen die Aufwendungen die Höchstbeträge, so kann der darüber hinausgehende Betrag zur Hälfte abgesetzt werden. Das gilt jedoch nicht unbegrenzt, sondern nur bis zu 50 v.H. der vorgenannten Höchstbeträge.

Zu den typischen Sonderausgaben, welche nicht unbegrenzt, sondern in dem eben erläuterten Rahmen beschränkt abzugsfähig sind, zählen Versicherungsprämien. Hierzu gehören Beiträge zu Kranken-, Unfall-, Haftpflicht-, Angestellten-, Invaliden-, Lebensversicherungen oder zu Witwen-, Waisen-, Versorgungs- und Sterbekassen. Beiträge zu sogenannten Sachversicherungen, wie Feuerversicherung, Diebstahlversicherung usw., sind keine Sonderausgaben, dagegen wohl die Haftpflichtversicherung für den eigenen Kraftwagen.

Beiträge an Bausparkassen zur Erlangung von Baudarlehen.

Derartige Beiträge sind nur Sonderausgaben, wenn sie auf Grund eines Bausparvertrages geleistet werden.

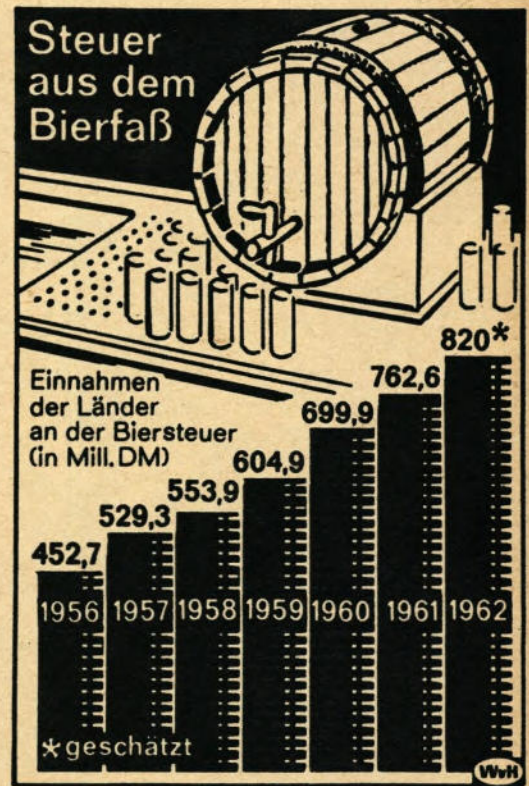
Schließlich sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß auch Ausgaben zur Förderung mildtätiger, kirchlicher, religiöser und wissenschaftlicher Zwecke bis zur Höhe von 5 v.H. des Arbeitslohnes Sonderausgaben sind.

Groß: Entschuldige, daß ich Dich in Deinem Redefluß mal eben unterbreche. Beiträge an Bausparkassen dürften m.E. besonders attraktiv sein. Wie Du eben sagtest, gehören sie zu den abzugsfähigen Sonderausgaben. Darüber hinaus erhalten Bausparer auf ihre Einzahlungen eine Wohnungsbauprämie zwischen 25 und 35 v.H. – je nach Familienstand – bis zu DM 400,— jährlich. Prämien und Zinsen belaufen sich allein im Durchschnitt auf ca. 27 v.H.

► Nicht nur die Wirte und Brauereien verdienen an unserem Durst. Auch die Finanzminister der Länder freuen sich über einen heißen Sommer und feuchtfröhliche Tafelrunden an langen Winterabenden. Dann fließt der Gerstensaft in Hektolitern aus Fässern und Flaschen. Die Biersteuer ist eine der muntersten Einnahmequellen der Länder geworden, denn sie wird bei 820 Millionen DM fast 60 Millionen DM mehr Einnahmen bringen als im Vorjahr. Das ist rund doppelt so viel wie im Jahre 1955

Außergewöhnliche Belastungen

Nun kommen wir zu dem dritten Begriff der steuerlichen Vergünstigungen. Auf diesem



Gebietesgeschichte durch Eintragen eines steuerfreien Betrages auf der Lohnsteuerkarte nur etwas, wenn der Betroffene einen Antrag stellt und hierbei seine außergewöhnlichen Belastungen nachweist.

Um Begriffsverwirrungen bei der steuerlichen Beurteilung der außergewöhnlichen Belastungen von hüben (Steuerpflichtige) und drüben (Finanzamt) auszuschalten und um eine sach-

▼ Mit einem durchschnittlichen Jahreseinkommen – auf DM umgerechnet – von 11 354 DM sitzt der Amerikaner auf der obersten Sprosse unserer „Wohlstandsleiter“, auf der der Bundesbürger den sechsten Platz erklimmen hat. Das geht aus der neuesten „Weltrangliste“ hervor, die der New Yorker Währungsfachmann F. Pick aus dem Bruttozialprodukt je Einwohner von 76 Ländern der Erde berechnete. Weit auseinander, aber im oberen Drittel, liegen die europäischen Spitzenverdiener, die Armut drängt sich unten weit dichter zusammen. Nach diesen Angaben haben 1,2 Milliarden Menschen in 15 Ländern ein jährliches Einkommen von weniger als 400 Mark



liche Beurteilung und Erledigung dieser Fragen zu gewährleisten, hat der Gesetzgeber selbstverständlich festgelegt, was außergewöhnliche Belastungen im steuerlichen Sinne sind. Die Belastung muß *außergewöhnlich* sein, d.h. der einzelne muß höher belastet sein als die Mehrzahl der Steuerpflichtigen, die in gleichen Einkommensverhältnissen, gleichen Familienverhältnissen und gleichen Vermögensverhältnissen leben. Die Belastung muß dem Betroffenen *zwangsläufig* erwachsen, d.h. er muß sich ihr aus tatsächlichen, rechtlichen und sittlichen Gründen nicht entziehen können. Die Belastung muß die *steuerliche Leistungsfähigkeit* des Betroffenen wesentlich beeinträchtigen. Sie tut es nur dann, wenn sie bestimmte Hundertsätze des Einkommens, die je nach Familienstand und Einkommen zwischen 0 und 7 v.H. liegen, übersteigt.

Typische Fälle von außergewöhnlichen Belastungen sind Aufwendungen im Zusammenhang mit Krankheiten, Unfällen, Todesfällen, Ausgaben für ärztlich angeordnete Diätkost, Unterstützungen bedürftiger Angehöriger, Unterhaltszahlungen an geschiedene Frauen und uneheliche Kinder u.a. Auch Kosten für die Aussteuer können in angemessener Höhe als außergewöhnliche Belastungen anerkannt werden, wenn die Ausgaben zur Errichtung des Haushalts nicht aus leicht verwertbarem Vermögen des Steuerpflichtigen oder der Tochter bestritten werden können.

In besonderen Fällen werden aus Vereinfachungsgründen außergewöhnliche Belastungen mit *bestimmten* Beträgen auf der Lohnsteuerkarte als steuerfrei eingetragen, z.B. für Körperbehinderte, für die Beschäftigung einer Hausgehilfin oder Haushaltshilfe, für auswärtige Unterbringung eines in der Berufsausbildung befindlichen Kindes. Bei diesen Pauschalbeträgen kommt die sogenannte zumutbare Eigenbelastungsgrenze nicht zur Anwendung. Ein Pauschalbetrag wird auch gewährt bei den Aufwendungen für ärztlich verordnete Krankendiät.

Über die Geltendmachung außergewöhnlicher Belastungen läßt sich noch vieles sagen. Ich will mich auch hier, wie bei der Erläuterung der Werbungskosten und Sonderausgaben, zunächst auf grundsätzliche Hinweise und auf wesentliche Einzelregelungen beschränken.

Lohnsteuer-Jahresausgleich

Fleißig: Das ist ja alles schön und gut, was Du uns da erzählt hast. Ich bin jedoch infolge der schweren Erkrankung meiner Frau und der Überlastung im Beruf nicht dazu gekommen, meine mir zustehenden Steuervergünstigungen im abgelaufenen Kalenderjahr geltend zu machen, was um so bedauerlicher ist, weil ich wirklich nicht auf Rosen gebettet bin.

Fiskys: Mach Dir deshalb keine Vorwürfe. Was Du unterlassen hast, kannst Du bis Ende April für das abgelaufene Jahr durch einen Antrag auf Durchführung des *Lohnsteuer-Jahresausgleichs* beim Finanzamt nachholen. Hierzu gibt es besondere Vordrucke. Mit anderen Worten: Über die endgültige Höhe der für ein Kalenderjahr zu entrichtenden Lohnsteuer wird erst im Lohnsteuer-Jahresausgleich das letzte Wort gesprochen. Dabei ist der *Arbeitgeber* nach Ablauf des Jahres verpflichtet, eine Berechnung der Lohnsteuer auf der Grundlage des *Jahresarbeitslohnes* unter Anwendung der *Jahres-Lohnsteuertabelle* durchzuführen. Das läuft also ohne Euer Zutun. Für Euren Antrag, was insbesondere für Dich, Heinrich, gilt, ist jedoch das *Finanzamt* für die Durchführung des Lohnsteuer-Jahresausgleichs u.a. zuständig, wenn

der Arbeitnehmer nachträglich Werbungskosten, Sonderausgaben und Aufwendungen für außergewöhnliche Belastungen geltend macht. Da nach den bisherigen Erfahrungen die Finanzämter erst in der Zeit von April bis September des folgenden Jahres in der Lage sind, die große Anzahl der Anträge auf Durchführung des Lohnsteuer-Jahresausgleichs zu bearbeiten, rate ich Dir, künftig Deine Anträge auf Eintragung von Freibeträgen auf der Lohnsteuerkarte schon zu Anfang des neuen Jahres zu stellen, da Du sonst erst spät in den Genuß der Steuervergünstigungen kommst.

Groß: Über Werbungskosten, Sonderausgaben, außergewöhnliche Belastungen und Durchführung des Lohnsteuer-Jahresausgleichs, also über Dinge, die nur den Arbeitnehmer interessieren, hast Du uns einen allgemeinen Überblick gegeben. Wir wollten uns ja auch nur über die Möglichkeiten bei der Lohnsteuer unterhalten. Mich als Mann aus der Bauindustrie interessiert noch die Frage, ob die erhöhten Abschreibungen auf Neubauten, die z.B. bei meiner Einkommensteuer zu einem Verlust bei den Einkünften aus Vermietung und Verpachtung führen, auch etwas mit der Lohnsteuer zu tun haben.

Fiskys: Ja, und zwar schon seit einigen Jahren. Die Antragsvordrucke auf Lohnsteuerermäßigung sehen ausdrücklich die Geltendmachung von Verlusten bei Inanspruchnahme erhöhter Absetzungen nach § 7b des Einkommensteuergesetzes vor. Für die Einzelnachweise ist hierbei noch ein besonderer Vordruck auszufüllen. Auf Antrag des Lohnsteuerpflichtigen trägt also das Finanzamt den voraussichtlichen Verlust aus Vermietung und Verpachtung als *Freibetrag* in die Lohnsteuerkarte ein.

Altman: Bis jetzt konnte ich Dir, lieber Karl, ganz gut folgen.

Ich habe nur die Frage, ob bei mir altem Knaben sich noch Besonderheiten ergeben.

Fiskys: Zunächst sei Dir, der Hinweis gegeben, daß bei einem Arbeitnehmer, der mindestens 4 Monate vor dem Ende des Kalenderjahres das 70. Lebensjahr vollendet, auf der Lohnsteuerkarte ein steuerfreier Betrag von DM 600,— (Altersfreibetrag) eingetragen wird. Der Altersfreibetrag wird auch dann gewährt, wenn die bezeichneten Voraussetzungen nicht bei dem Arbeitnehmer selbst, sondern bei seiner noch lebenden Frau vorliegen. Leben beide Ehegatten noch und haben beide die Altersgrenze überschritten, so erhöht sich der Freibetrag von DM 600,— auf DM 1 200,—.

Altman: Ich bin aber kein Arbeitnehmer mehr, sondern ein Ruhegehaltsempfänger, der morgens, wenn er aufwacht, schon sein Geld, ohne zu arbeiten, verdient hat.

Fiskys: Im Sinne der Lohnsteuer bist Du nach wie vor Arbeitnehmer, denn begrifflich zählen zu den Arbeitnehmern auch die Personen, die aus einem *früheren* Dienstverhältnis Bezüge (Renten, Pensionen) haben. Sogar die Rechtsnachfolger (Witwen) sind lohnsteuerlich Arbeitnehmer.

Bei Renteneempfängern gibt es übrigens noch einige Besonderheiten, auf die ich aber heute nicht mehr eingehen möchte, da es langsam Zeit geworden ist, daß wir zu unserem Skat kommen. Überlegt Euch für das nächste Mal, ob Ihr noch einige Fragen habt, die ich dann, wie heute, versuchen werde zu beantworten.

Groß: Sind auch Skatgewinne steuerpflichtig?

Fiskys: Nein, das Steuerrecht greift beim Skat nicht ein, hier gilt nämlich „das Gesetz der Wüste“.

Dr. Fritz Endemann



Wie die andern leben



Familie Hashiba in Japan

Japan ist ein Inselstaat. Auf vier Hauptinseln lebt die Mehrzahl der Japaner, daneben gehören über 3000 Nebeninseln zum japanischen Kaiserreich. Insgesamt zählt die japanische Bevölkerung rund 94 Millionen Menschen, die ein Land bewohnen, das kleiner als Frankreich, aber etwas größer ist als die britischen Inseln oder Italien.

Ihr Name ging durch die Welpresse, und die großen Illustrierten berichteten ausführlich über jene unglaubliche Geschichte, in der die Tochter eines Industriellen den Kronprinzen eines großen und mächtigen Staates heiratete. Inzwischen haben die beiden miteinander ein Kind – und alles scheint den Lesern, die so gern von den Märchen des Lebens hören, für immer geregelt. Eine Geschichte mit Happy-End also für den gefühlvollen Beobachter im Westen – und doch für Japan viel mehr.

Eine Heirat – ein Symbol

Als der japanische Kronprinz Akihito das Fräulein Michiko Shoda heiratete – ein junger Mann, dessen Vater bis 1945 noch als Gott verehrt worden war, die Tochter eines bürgerlichen Großindustriellen –, da konnte man in dieser Handlung ein Symbol für die Umwandlung sehen, in der sich Japan seit 1945 auf allen Gebieten des Lebens befindet.

Auch der kaufmännische Angestellte Takashi Hashiba aus Tokio hat das Revolutionäre dieses Vorgangs wohl begriffen. Die größten Zeitungen der Welt hatten in der größten Stadt der Welt, in Tokio, monatelang dieses Thema immer und immer wieder besprochen: der Kronprinz heiratet eine Bürgerliche, ja, er wählt seine Frau selbst. War das nicht ein Bruch mit der geheiligten Tradition? Natürlich war es das – und doch zugleich ein klug bedachter Versuch, der Monarchie in Japan einen ganz neuartigen eigenständigen Platz in der japanischen Gesellschaft zu schaffen.

Denn mag mit der amerikanischen Besetzung nach der japanischen Niederlage, der ersten in der Geschichte des Inselstaates, auch auf den ersten Blick die westliche Lebensform „ge-

▲ Unentwirrbar miteinander verschmolzen sind die östlichen und westlichen Elemente in der japanischen Gegenwart. Ein Beispiel dafür ist diese Geschäftsstraße in Sapporo, der Hauptstadt der Insel Hokkaido

siegt“ haben – Völker leben stärker als sie es oft selbst wissen aus der Tradition, aus den in Jahrhunderten gewachsenen nationalen Besonderheiten. Vor allem im Osten, in Japan. So auch Takashi Hashiba. Für ihn, den Angestellten einer großen Handelsgesellschaft, ist die Familie immer noch jener unzerstörbare Hort, in dem das männliche Geschlecht die Führung innehat und die Frau ihre Erfüllung im Dienen, Ordnen, Hüten findet. So ist er es gewohnt, seit seiner Jugend, und seine Frau nicht weniger. Aber auch Takashi Hashiba kann nicht übersehen, daß die alten überlieferten Formen sich dem neuen Leben anpassen müssen. Auch für ihn ist es mittlerweile selbstverständlich geworden, daß die Frau im öffentlichen Leben ihre Rolle spielt, daß sie sich wie selbstverständlich auf den Straßen, in den Verkehrsmitteln, in den Büros und Fabriken bewegt und daß die Zahl der berufstätigen Frauen immer größer wird.

Osten oder Westen?

Aber mag sich Japan dem Besucher zunächst auch wie ein „östlicher Westen“ vorstellen, mit seinem lebhaften Verkehr in den Städten, der den großer westlicher Metropolen in den Schatten stellt, mit seiner aktiven Industrie, den immer verbreiteteren westlichen Kleidungsgehnheiten – die Japaner selbst sind Menschen des Ostens. Der Besucher des Landes wird es spätestens dann merken, wenn er mit Japanern zu verhandeln beginnt. Sie haben eine andere

Einstellung zum Leben, zur Arbeit, zum Menschen. Ihre Höflichkeit ist unerschütterlich, ihre Geduld asiatisch. Wenn der westliche Besucher schon längst den Eindruck gewonnen hat, daß die Verhandlungen nie zum Ziel führen werden, ergibt sich oft zu seiner Überraschung plötzlich wie von selbst die Lösung.

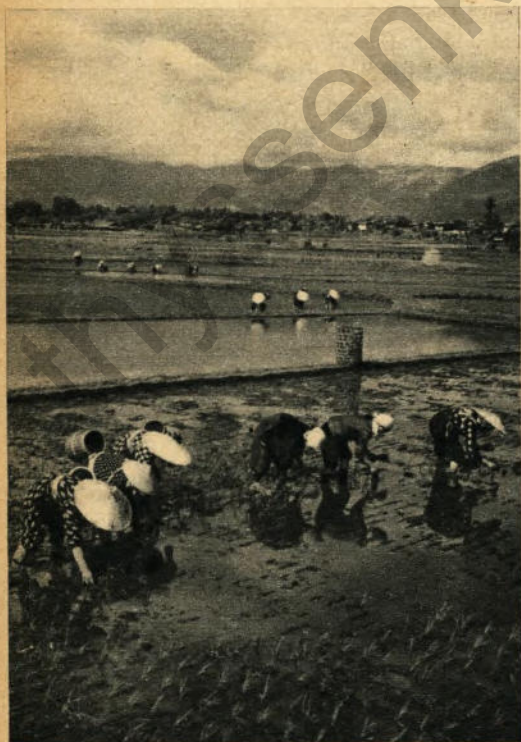
Tokio, mit fast zehn Millionen Einwohnern die größte Stadt der Welt, ist sicher nicht die schönste: endlos die Vorstädte und Außenquartiere, die Fabriken, Schuppen, kleinen Läden und hinter Bretterwänden die winzigen Wohnhäuser. Abgesehen von den modernen Neubauten sind sie aus Holz, ganz leicht gebaut mit verrückbaren Wänden, Schiebetüren, einigen wenigen Einrichtungsgegenständen: ein paar Kissen, ein niedriger Tisch, vielleicht ein Wandschrank. Möglich, daß das Zimmer des Hausherrn schon europäisch eingerichtet wurde, aber das Reich der Frau ist eine Zuflucht des Zarten, Schönen, Geordneten. Es ist auch eine Zuflucht des umgötterten Mannes, der umhegt und bedient wird, für den die Frau nur die Rolle der Dienerin zu spielen scheint, aber doch eine Rolle, die sich in ihrer wahren Bedeutung für die Sippe gar nicht überschauen läßt. Manches hat sich auch in ihrer Welt geändert. So kocht Frau Hashiba nicht mehr auf dem früheren Holzkohlenofen, sondern auf einem Gasherd, aber ihr Speisezettel ist gegenüber früher fast derselbe geblieben: Fisch und Reis sind die Hauptnahrungsmittel. Fleisch und Fett sind nur von untergeordneter Bedeutung.

Japan rückt näher

Die Familie Hashiba ist uns in den letzten Jahren viel näher gerückt als je zuvor. Das macht nicht nur das Fernsehen. Das macht in weit größerem Maß die Fülle der Industriegüter, die Japan auch nach Deutschland ausführt. Die Zeiten, in denen Japan nur billige Massenware exportierte, oft ohne ausländische Rechte zu achten, sind, von Ausnahmen abgesehen, vor-

1 Auch heute noch ist Reis das wichtigste Nahrungsmittel Japans. Schwer ist die Arbeit auf den überfluteten Feldern, wenn die jungen Pflanzen gesetzt werden

2 Uralt ist die japanische Kultur, zu deren schönsten Zeugen zahlreiche Tempel zählen. Weniger schön sind die Zelte der Souvenir-Händler vor den Tempelstufen – doch wo in der Welt gibt es eine berühmte Stätte der Vergangenheit, an der die Andenkenhändler fehlen?



1

über. Nicht zuletzt auf Grund der Einsicht der Japaner und der japanischen Regierung, daß man auf diese Weise – ohne das Vertrauen der Welt – auf die Dauer keine Geschäfte machen kann.

Die japanische Industrie steht mitten in einer gewaltigen Entwicklung: als Schiffsbauland und als Fischereination steht es an erster Stelle in der Welt, in der Stahl- und Maschinenbauindustrie an vierter. Als Hersteller von Fotoapparaten und Rundfunkgeräten hat es eine führende Stellung inne. Die Steigerung des japanischen Bruttosozialprodukts betrug von 1955 bis 1959 durchschnittlich 9,5 v.H. 1960 waren es 13 und 1961 rund zehn v.H. Die Zahlen beweisen einmal mehr die Vitalität, das Organisationstalent und den Fleiß des japanischen Volkes. Die Mehrzahl der Japaner arbeitet in Betrieben mit weniger als 100 Beschäftigten (rund 60 v.H., in Deutschland etwa 25 v.H.). Aber der Zug der japanischen Arbeiter und Angestellten zum Großbetrieb ist unverkennbar, nicht nur wegen der weit höheren Löhne. Einen vielleicht genauso wichtigen Einfluß üben die großen Firmennamen auf den Japaner aus. Viele Japaner tragen voller Stolz das Firmenzeichen ihres Unternehmens im Knopfloch. Natürlich tut die größere soziale Sicherheit des Großunternehmens ein übriges. Wenn die Löhne der Großbetriebe auch mit denen der führenden westlichen Länder nicht konkurrieren können, so gilt doch die Behauptung, der Japaner arbeite für eine Handvoll Reis, in keiner Weise mehr. Die mittleren und kleinen schlecht zahlenden Betriebe finden heute bei der japanischen Vollbeschäftigung einfach keine Arbeitskräfte. So gewinnt auch in Japan das Wort von der Rationalisierung der Betriebe eine immer größere Bedeutung.

Ähnliche Sorgen

Manche Probleme, vor die sich Japan gestellt sieht, sind denen bei uns ähnlich: überhitzte Konjunktur, Facharbeitermangel, steigende Löhne und Preise, unerschwingliche Forderungen für Grund und Boden, Nachholbedarf im Eisenbahn-, Straßen- und Hafenaufbau, Verkehrsmittelmissere. Trotz aller Verschiedenartigkeit der Menschen und der Länder gibt es auf unserer Welt immer wieder dieselben Sorgen, durch die das Leben der Menschen hier wie dort berührt wird.

Dr. Bohmert



2

Aus der japanischen Arbeitswelt

Diese Aufzeichnungen über eine Studienreise nach Japan, die Bernhard Boine, Arbeitsdirektor der Deutsche Edelstahlwerke AG, im Frühjahr 1962 unternommen hat, mögen unsere Leser in die japanische Arbeitswelt einführen



Wie sehen die Sozialgesetze in Japan aus?

Bei dem Wort „Sozialgesetzgebung“ denkt man unwillkürlich an die 100 bis 150 Jahre zurückreichenden Bemühungen um den Arbeiterschutz in Deutschland, angefangen von der Bismarckschen Sozialgesetzgebung bis zu unseren modernen Sozialgesetzen und den gesellschaftspolitischen Errungenschaften der Arbeitnehmer. Die Situation in Japan ist völlig anders. Der japanische Staat begnügte sich in den ersten 50 Jahren des Aufstiegs der japanischen Industrie mit einem Minimum sozialpolitischer Maßnahmen. Ursache für diese Entwicklung ist vor allem die Tatsache, daß in Japan ganz andere soziologische Gegebenheiten vorhanden waren und zum großen Teil auch heute noch sind. Das japanische Familiensystem nahm dem Staat einen großen Teil der sozialpolitischen und fürsorglichen Aufgaben ab. Die Sippe half dem Angehörigen, wenn er in Not geraten war, sei es infolge Alters, Krankheit oder weil er keine Beschäftigung mehr finden konnte. Anschluß an die Arbeitsgesetzgebung der modernen Industriestaaten gewann Japan erst nach dem Kriege. Ähnlich sieht es mit der Sozialgesetzgebung aus, die heute noch große Lücken aufweist.

1. Arbeitslosenversicherung

Die Arbeitslosenversicherung wurde erst 1947 eingeführt und schließt auch heute noch große



Gruppen aus – beispielsweise die in der Landwirtschaft Beschäftigten sowie alle diejenigen, die in Betrieben mit weniger als fünf Beschäftigten arbeiten. Die Beiträge werden zu je einem Drittel von Staat, Arbeitgeber und Arbeitnehmer gezahlt; der Beitragssatz liegt etwa bei 0,7 v.H. des monatlichen Bruttoeinkommens (in der Bundesrepublik teilen sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer in die Beiträge von je 0,7 v.H.). Bei Arbeitslosigkeit werden 60 v.H. des bisherigen Lohnes (höchstens 300 Yen = 3,30 DM pro Tag) für einen Zeitraum von 90 bis 270 Tagen gezahlt.

2. Soziale Krankenversicherung

Etwa 80 bis 90 v.H. der gesamten Bevölkerung Japans gehören der sozialen Krankenversicherung an. In Zusammenhang mit der Krankenversicherung ist der Umfang des betrieblichen Gesundheitswesens in den meisten großen Unternehmen zu sehen. Krankengeld wird erst vom vierten Tag an gezahlt. Es macht für Angestellte für die Dauer von sechs Monaten etwa 80 v.H. des Einkommens aus, für Arbeiter 60 v.H. Die Beiträge werden je zur Hälfte von Arbeitgeber und Arbeitnehmer getragen. Der Beitragssatz liegt bei 3 v.H. vom monatlichen Bruttoeinkommen, in der Bundesrepublik bei 4 bis 5,5 v.H. Der relativ niedrige Beitragssatz ist möglich, da der Krankenstand in Japan sehr niedrig ist – etwa 1 bis 2 v.H. Der japanische Arbeitnehmer verbraucht zunächst einmal seinen Urlaub, bevor er krank feiert und Lohn einbußen dafür in Kauf nimmt.

3. Unfallversicherung

Eine Unfallversicherung, vergleichbar unserer Berufsgenossenschaft, gibt es nicht. Der Betrieb hat aber für die Kosten der Betriebsunfälle aufzukommen. Er sichert sich dagegen durch eine betriebliche Unfallversicherung. Etwa 80 v.H. aller Arbeitnehmer in den Betrieben sind darin erfaßt. Neben den Behandlungskosten für das Belegschaftsmitglied, das einen Unfall erlitten hat, wird der Lohn in Höhe von 85 v.H. des Durchschnittseinkommens weitergezahlt.

4. Gesetzliche Altersversorgung

Noch nicht sehr weit ausgebaut ist die gesetzliche Altersversorgung in Japan, die es bis zum zweiten Weltkrieg überhaupt nicht gab. Versicherungspflichtig sind alle Japaner zwischen 20 und 59 Jahren (Volksversicherung). Altersrente wird in der Regel ab 65 Jahren gezahlt (allerdings endet das Arbeitsverhältnis als Stamarbeiter schon mit 55 Jahren). Die Renten sind in den meisten Fällen noch nicht sehr hoch und reichen nicht für den Lebensunterhalt aus. Sie stellen bestenfalls einen Zuschuß dar. Die Beiträge werden je zu einem Drittel von Staat, Arbeitgeber und Arbeitnehmer getragen. Der Beitragssatz liegt bei 1,75 v.H. des monatlichen Bruttoeinkommens. Damit beträgt die gesamte „Sozialbelastung“ des Bruttoeinkommens rund 5,5 v.H. gegenüber rund 13 v.H. in der Bundesrepublik.

Blick in die betriebliche Sozialpolitik Japans

Will man Tatsachen, Maßnahmen und Entwicklungen der betrieblichen Sozialpolitik und der Belegschaftspolitik richtig erkennen und würdigen, so hat sich der Beobachter zu vergegenwärtigen, daß auch und gerade dieser Bereich der japanischen Wirtschaftsgesellschaft mitgeprägt ist durch die im japanischen Volk tief verwurzelten Traditionen – vor allem vom japanischen Familiensystem. Der Begriff der Großfamilie wurde in mancher Hinsicht auf die Unternehmen – auch auf die großen Unternehmen – übertragen. So erscheinen die Unternehmen auf der einen Seite oft aufs modernste technisch ausgerüstet, während auf der anderen Seite – auf belegschaftspolitischem und sozialpolitischem Gebiet – deutlich patriarchalische Züge hervortreten.

1. „Stamarbeiter“ und „Tagelöhner“

Die Belegschaft der Unternehmen gliedert sich in „Stamarbeiter“ und „Tagelöhner“. Wer Stamarbeiter eines Unternehmens wird, versichert sich damit fürs Leben. Der Unternehmer

geht im Grunde die Verpflichtung ein, den Arbeitnehmer bis zur Pensionierung über alle Krisenzeiten hinweg zu beschäftigen. Der Arbeitnehmer ist gewillt, bis zu seiner Pensionierung im Unternehmen tätig zu sein, selbst bei höheren Verdienstchancen in anderen Firmen. Infolgedessen ist die Fluktuation sehr gering. Entlassungen von Stamarbeitern kommen nur bei schweren Verfehlungen vor. Ein Stellungswechsel gilt als Verstoß gegen ungeschriebene Gesetze. Im übrigen wird der Bewerber bei der neuen Firma mit großem Mißtrauen betrachtet, da Kündigungen nur aus „besonderen Gründen“ erfolgen. Wer den Arbeitsplatz durch Kündigung verliert, hat sein Gesicht verloren.

Wenn die Stamarbeiter mit 55 Jahren ausscheiden, werden sie keine Werkspensionäre in unserem Sinne, sondern erhalten eine Abfindung, deren Höhe oft sehr unterschiedlich ist. Die Abfindung erreicht oft ein bis zwei Monateinkommen pro Dienstjahr, einen verhältnismäßig hohen Betrag also, mit dem der ausgeschiedene Stamarbeiter dann entweder selbst unternehmerisch tätig werden oder ein Haus bauen kann. Trotzdem reichen diese Zahlungen für eine Altersversorgung nicht aus. Die gesetzliche Altersversorgung ist – wie schon berichtet – erst im Aufbau begriffen. Die Renten sind noch sehr niedrig. So finden wir sehr viele dieser „Rentner“ als Tagelöhner wieder. Diese nur für den Tag eingestellte Arbeitnehmergruppe ist gegenüber den Stamarbeitern sehr benachteiligt. Die Tagelöhner erhalten einen wesentlich niedrigeren Lohn, nehmen nicht teil an besonderen Gratifikationen – Jahresbonus – und werden, falls notwendig, von heute auf morgen entlassen. Sie bilden gleichsam einen Konjunkturpuffer und sind für die Unternehmen neben den Überstunden ein Mittel zur Anpassung der Belegschaft und der Lohnkosten an die schwankende Beschäftigung.

2. Auf die Vorbildung kommt es an

Vom Arbeitsamt vermittelt werden fast nur die im Tagelohn stehenden „freien“ Arbeiter (etwa 13 v.H. aller angetretenen Stellen). Wer auf sich hält, wird auf traditionelle Weise, durch persönliche Empfehlung, eingestellt. Dabei spielt die Vorbildung – entsprechend der hohen Einschätzung einer guten Schulbildung – eine große Rolle. Sie entscheidet über die Art der Beschäftigung für das weitere Leben.

Wer nur Elementarschulbildung (Volksschule oder Mittelschule) hat, wird Arbeiter; günstigenfalls kann er auch Angestellter in ausführender Position werden, aber das auch nur in Ausnahmefällen. Wer eine höhere Schule besucht hat, wird als Büroangestellter oder technischer Angestellter beschäftigt; nur wenige steigen in eine leitende Stelle auf. Die Leitungspositionen werden fast ausschließlich mit Absolventen der Hochschule und Universitäten besetzt.

So ist die soziale Struktur der Unternehmen nach der Vorbildung in drei übereinandergelagerte Schichten geteilt. Ein Aufstieg ist in der Regel nur innerhalb der gegebenen Grenzen möglich.

3. Ausbildung und Fortbildung

Eine Lehrausbildung in unserem Sinne – drei Jahre Lehrzeit und Abschlußprüfung – gibt es nicht. Man informiert sich aber auf der ganzen Welt über die Berufsausbildung in den einzelnen Ländern, und es sieht so aus, als wenn den Japanern die in Deutschland übliche Lehrausbildung am zweckmäßigsten erschiene. Im Rahmen der beruflichen Fortbildung führen

viele Unternehmen auf Grund amerikanischer Anregungen eine Reihe von Trainingsprogrammen zum Anlernen von Industriearbeitern, Meisterschulungen und ein Management-Training durch.

4. Löhne und Gehälter

Für die Höhe der Löhne und Gehälter ist in erster Linie das Dienstalter maßgebend. Sie werden mehr oder weniger mechanisch und selbstverständlich von Lebensjahr zu Lebensjahr erhöht, ohne daß höhere Verdienste des einzelnen Mitarbeiters vorliegen; ja, das Verdienst besteht in Japan einfach im höheren Dienstalter und der darin zum Ausdruck kommenden Erfahrung und Betriebstreue. Die älteren Arbeitskräfte sind aus diesem Grunde ungleich teurer als junge Arbeitskräfte. Daher erklärt sich das relativ niedrige Durchschnittsalter. Die Unternehmen sind nicht daran interessiert, die teuren Kräfte über ein gewisses Alter hinaus zu beschäftigen. Sie greifen lieber auf jüngere Arbeiter und Angestellte zurück. Die älteren Arbeitnehmer werden wohl wieder als Tagelöhner eingestellt. Der Lohn der Tagelöhner ist aber erheblich niedriger als das Einkommen der Stammarbeiter. Außerdem sind sie – wie schon erwähnt – von den sozialen Leistun-

▼ Für die Höhe der Löhne ist in Japan in erster Linie das Dienstalter maßgeblich. In der Eisen- und Stahlindustrie liegt das durchschnittliche Bruttoeinkommen bei DM 500,— monatlich, im Durchschnitt der gesamten Industrie bei DM 300,—

gen und Sonderzuwendungen ausgeschlossen. Eine Leistungsentlohnung im Sinne unserer Akkordsysteme gibt es in Japan nicht. Die Entlohnung berücksichtigt daher auch heute noch weniger die individuelle Leistung als – wie schon erklärt – die zurückgelegten Dienstjahre, die Vorbildung, das Lebensalter, aber auch die Familiengröße und noch andere Faktoren, die in besonderen Zuschlägen ihren Ausdruck finden, zum Beispiel Alterszuschläge, Fahrtkostenzuschläge, Wohnungszuschläge, Stadtzulagen. Daraus ist auch die verwickelte Zusammensetzung der Löhne und Gehälter in Japan zu erklären. Sie wird noch weiter kompliziert durch die im Juli und am Neujahrstage geleisteten Sonderzahlungen, die je nach Unternehmen und Industriezweig zwei bis vier Monateinkommen ausmachen können. Diese Zahlungen werden von Jahr zu Jahr mit den Betriebsgewerkschaften ausgehandelt.

5. Durchschnittliche Einkommen und Lebenshaltungskosten

Das Durchschnittsbruttoeinkommen in der Eisen- und Stahlindustrie liegt bei rund DM 500,— im Monatsdurchschnitt (in der Bundesrepublik bei DM 718,—). 70 v. H. dieses Einkommens sind als eigentliches Bruttoeinkommen einschließlich der Überstundenvergütung anzusehen, 20 v. H. entfallen auf die Bonuszahlungen, 10 v. H. auf die verschiedensten sozialen Leistungen. Der Einkommensanteil aus Überstunden ist mit etwa 20 v. H. anzusetzen. Die Einkommen in der japanischen Eisen- und

Stahlindustrie sind aber auf keinen Fall als repräsentativ anzusehen. Es sind Spitzeneinkommen. Das Durchschnittseinkommen in der japanischen Industrie liegt bei etwa DM 300,—, in der Bundesrepublik bei etwa DM 530,—.

Bei der Beurteilung dieser Zahlen ist zu berücksichtigen, daß die Lebenshaltungskosten und auch die Ansprüche der Japaner relativ niedrig sind. Der Herr Jedermann der japanischen Regierungsstatistik, der ein gehobenes Einkommen bezieht – sein Monatsgehalt beträgt rund DM 450,— –, gibt für die Wohnung monatlich DM 30,— aus, für Gas, Licht und Nebenkosten DM 35,—, für die Kleidung DM 35,—; das Essen der Familie kostet ihn DM 120,—, wobei der größte Posten (DM 32,—) auf Reis entfällt. Für Zeitungen, Vergnügungen, Fahrgeld, Toilettengegenstände und Verschiedenes benötigt die Familie etwa DM 100,—. Darin sind auch eventuelle Arztkosten enthalten (der Hausarzt berechnet für eine Konsultation in der Praxis DM 2,—, eine Blinddarmpoperation würde DM 45,— kosten). Steuern und Sozialversicherung machen rund DM 30,— aus. Verschiedene feste Ausgaben – Sparsbuch, private Versicherungen, Ratenzahlungen und Schuldentilgungen – machen rund DM 100,— aus. Alles in allem sind das Ausgaben von rund DM 450,—.

6. Arbeitszeit und Urlaub

In der Eisen- und Stahlindustrie beträgt die gesetzlich festgelegte wöchentliche Arbeitszeit 42 Stunden. An sechs Tagen in der Woche werden je sieben Stunden gearbeitet, zusätz-



lich eine Stunde Pause, die in die Schichtzeit eingebaut ist. Infolge der großen Zahl von Überstunden werden tatsächlich etwa 49 Stunden je Woche verfahren.

Der Urlaub ist nach Dienstjahren gestaffelt und liegt zwischen vierzehn und zwanzig Tagen pro Jahr. Er wird aber in den seltensten Fällen als Urlaub genommen. Urlaubsreisen sind in Japan relativ unbekannt, ebenso Urlaubsorte. In der Regel werden – wie schon erwähnt – Krankheitstage gegen Urlaubstage aufgerechnet.

7. Gesundheitswesen und Unfallverhütung

Alle größeren Unternehmen unterhalten einen ausgedehnten Werksgesundheitsdienst mit Werkskrankenhaus und Unfallstation (70 v.H. aller Unternehmen mit einer Belegschaftszahl über 5000). Zum Beispiel hat die Gesellschaft Nippon-Kokan für etwa 14500 Mitarbeiter des Werkes Kawasaki ein Werkskrankenhaus, an dem etwa sechzig Werksärzte und Helfer tätig sind. Weit vorangetrieben ist in den japanischen Stahlwerken auch die Unfallverhütungsarbeit. In der Regel kommt in den Unternehmen der Eisen- und Stahlindustrie auf je 2000 Arbeiter ein Sicherheitsingenieur mit zwei bis drei Sicherheitshelfern. In den einzelnen Betrieben sind Ausschüsse für Betriebssicherheit gebildet.

8. Zusätzliche soziale Leistungen

Aus dem komplizierten japanischen Lohnsystem mit der Vielzahl der Zuschläge ergibt sich, daß wesentliche Aufgaben der betrieblichen Sozialpolitik schon auf dem Wege über die Lohnpolitik erfüllt werden. Man könnte infolgedessen annehmen, daß darüber hinaus keine nennenswerten sozialen Leistungen von den Unternehmen gewährt werden. Das Gegenteil ist der Fall. Auch diese Tatsache erklärt sich zum großen Teil aus der patriarchalisch-familiären Auffassung vom Unternehmen.

Die Sozialleistungen in der japanischen Eisen- und Stahlindustrie sind sehr umfassend und vielseitig. Zu den Sozialeinrichtungen gehören: Werkküchen, die von fast allen Mitarbeitern benutzt werden, Sporthallen, Klubhäuser, Fortbildungs- und Kulturprogramme, Einkaufszentren, in denen viele Gegenstände des Bedarfs zum Einkaufspreis zu haben sind.

Die Gewerkschaften in Japan

In Japan ist für jedes Unternehmen eine eigene Gewerkschaft zuständig. Man zählt rund 38000 Betriebsgewerkschaften. In den Großbetrieben verfügen die Betriebsgewerkschaften in der Regel über eine hohe Mitgliederzahl und eine straff geführte, geschlossene Organisation. Die Beiträge betragen 2 bis 4 v.H. des Bruttomonatseinkommens. Je größer das Unternehmen, desto mehr Arbeitnehmer sind organisiert. Im Jahre 1950 waren 50 v.H. aller Arbeitnehmer Gewerkschaftsmitglieder. Seit dieser Zeit ist aber der Anteil der organisierten Arbeitnehmer ständig gesunken. Er liegt heute ungefähr bei 35 v.H. Die Betriebsgewerkschaften führen alle Tarifverhandlungen mit den Unternehmen und treffen Vereinbarungen über Lohnfragen, Arbeitsbedingungen, Urlaubsfragen, Wohnungsfragen, Arbeitskleidung und ähnliches. Ein großer Teil dieser Betriebsgewerkschaften hat sich zu Dachverbänden zusammengeschlossen. In der Eisen- und Stahlindustrie gibt es zum Beispiel 185 Firmengewerkschaften mit 210000 Mitgliedern. Rund 37 v.H. dieser Firmengewerkschaften gehören der Japanese Federation of Iron and Steel (IISU) an.

Dank an 100 Jubilare



Jubilarsfeier
der Altenessener Schachtanlagen

▲ In der frohen Gemeinschaft war der rauhe Alltag bald vergessen. Auf unserem Bilde unterhalten sich Bergwerksdirektor Hans Schwerdtfeger und Arbeitsdirektor Willi Laser (stehend) mit dem Zwillingpaar unter den Jubilaren: Emil und Wilhelm Kuhlmann. Vor 40 Jahren gingen sie gemeinsam zur Schachtanlage Anna, und schon ihr Großvater arbeitete auf Schacht Carl, wo die Enkel jetzt ihr stolzes Jubiläum begehen konnten

Die erwartungsvolle Stimmung des Advent legte sich über den Raum, als die Kerzen auf den mit Tannengrün ausgelegten Tischen angezündet wurden. 100 Jubilare der Schachtanlagen Fritz-Heinrich und Emil-Emscher hatten sich am 1. Dezember 1962 mit ihren Frauen in der festlich geschmückten Turnhalle am Schacht Carl eingefunden, um gemeinsam festliche und frohe Stunden zu verbringen. Von den Jubilaren konnten 19 auf eine 40jährige und 81 auf eine 25jährige Werkszugehörigkeit zurückblicken.

Als Arbeitsdirektor Willi Laser die Gäste im Namen des Direktoriums der Hoesch AG Bergbau begrüßte, richtete er die ersten Worte des Dankes an die Frauen der Jubilare. Ihre hausfrauliche Fürsorge habe geholfen, viele Schwierigkeiten, an denen es im Arbeitsleben ihrer Männer gewiß nicht mangelte, zu überwinden. Die Lebensgefährtinnen der Bergleute hätten sich als Helferinnen für das Werk erwiesen. Nach einem Rückblick auf Jahrzehnte wechselvoller Geschichte, in denen die jetzigen Jubilare auf unseren Schachtanlagen zum erstenmal anführen, umriß Willi Laser die heutige Lage im Bergbau und betonte, daß der Bergmann wieder sicher sein sollte, daß ihm sein Arbeitsplatz und die soziale Sicherheit auch für die Zukunft erhalten bleiben. „Unsere eigenen Schachtanlagen haben durch kluge und weit-sichtige, technische und betriebswirtschaftliche Maßnahmen einen hohen Leistungsstand erreicht“, sagte Willi Laser. „Wir dürfen darum hoffen, daß wir auch in Zukunft in Zusammen-

arbeit mit der Hoesch AG der auf dem Energiemarkt herrschenden scharfen Konkurrenz begegnen können.“ Trotz der nicht leichten Lage habe man sich bemüht, die sozialen Leistungen zu erhalten. Das Jubiläumsgeld, das Weihnachtsgeld, die Jahresabschlußvergütung und die Ferienkasse seien dafür Beispiele. Zum Schluß richtete Willi Laser an die Jubilare als bewährte Stammebelegschaft die Bitte, Erfahrungen und Kenntnisse an den Nachwuchs weiterzugeben und mit dafür zu sorgen, daß die Jugend wieder Vertrauen zum Beruf des Bergmanns gewinnt.

Im Namen des Betriebsrates überbrachte Vorsitzender Johann Szczepanski herzliche Grüße. Die Glückwünsche der Gewerkschaft übermittelte Fritz Pott, Mitglied des Hauptvorstandes der IG Bergbau und stellvertretender Vorsitzender des Beirates der Hoesch AG Bergbau. Als Vertreter des Bergamtes Essen sprach Bergrat Hölfen den Jubilaren Glückwünsche aus und bat sie, dem Nachwuchs mit Rat und Hilfe immer zur Seite zu stehen, um die Zahl der Unfälle weiter zu senken. Die Grüße des Oberbürgermeisters der Stadt Essen überbrachte Stadtoberamtmann Wurm. Nach alter Tradition erklang das Bergmannslied in gemeinsamem Gesang, und dann rollte ein farbiges Programm künstlerischer Darbietungen ab. Die Werkskapelle spielte schließlich zum Tanz auf für die froh gestimmte Gesellschaft, die noch lange beisammen blieb und die seit Jahrzehnten bestehenden kameradschaftlichen Bande noch enger knüpfte.



Der Volkswirt

Der DGB ringt um die Entscheidung

Den Unternehmern kann gar nicht deutlich genug gesagt werden, daß es das Dummste vom Dummsten ist, die Gewerkschaften die kalte Schulter zu zeigen, sie als nicht hoffähig anzusehen und den Kontakt mit ihnen der zweiten und dritten Garnitur zu überlassen. Jede unternehmerische Gewerkschaftspolitik, die davon ausgeht, eigentlich seien die Gewerkschaften überflüssig, ja schädlich, ist für ein freies Unternehmertum lebensbedrohend, denn sie übersieht, daß es in einer Massendemokratie ohne freiheitliche Gewerkschaften auch keine freien Unternehmer geben kann.

Der Volkswirt, Nr. 44/1962

Rheinischer Merkur

Sinn und Unsinn der Mitbestimmung

In der Tat ist das Großunternehmen moderner Prägung dem zu klein gewordenen Kleid einer rein privaten Erwerbseinrichtung längst entwachsen, so ungern man sich darüber auch Rechenschaft abzulegen beliebt. Unsere Großunternehmen stehen im Wirkungsfeld vielseitiger gesellschaftlicher Interessen, die in die geschäftspolitischen Entscheidungen der Unternehmensleitungen einfließen. In diesem Spiel der Kräfte hat auch die Mitbestimmung ihren Platz und ihr gutes Recht. . . . Die Berufung von Arbeitsdirektoren in die Vorstände der Bergbau- und Stahlunternehmen kann heute im Lichte der Erfahrung sicher als Aktivposten der Mitbestimmungsbilanz gebucht werden. Es ist nur ein Teil der Wahrheit, wenn gesagt wird, die sozialen Probleme, die in diesen Wirtschaftszweigen besonders schwerwiegend sind und für deren Lösung mit der Einrichtung des Arbeitsdirektorats zum ersten Male ein der Sache dienender Entscheidungsapparat geschaffen worden ist, hätten auch auf anderer Weise beantwortet werden können als durch das Mitbestimmungsgesetz. Tatsache ist, daß den sozialen Spannungen, zumal im Bergbau, durch das Wirken der Arbeitsdirektoren ihre Schärfe genommen worden ist. Daß die bisherige Teilliquidierung des Ruhrbergbaus, der in vier Jahren immerhin fast 150 000 Beschäftigte von seinen Lohnlisten streichen mußte, so ruhig vor sich gegangen ist, wird nicht nur mit der in diesen Jahren nie geminderten Aufsaugfähigkeit des Arbeitsmarktes erklärt werden können, sondern auch dem ausgleichenden Wirken der Arbeitsdirektoren zugute gehalten werden müssen. . . . Handfesten Zweifel an der Effizienz der Mitbestimmung kommen dem unbefangenen Zuschauer im Hinblick auf die Mitarbeit der Arbeitnehmer und Arbeitnehmerdelegierten in den Aufsichtsräten - auch in denen der Montanindustrie, aber vor allem in den nach dem Betriebsverfassungsgesetz zustande gekommenen Gremien. Es ist davon auszugehen, daß der Aufsichtsrat trotz einem tief verwurzelten Mißverständnis kein Kontrollorgan, sondern, zusammen mit dem Vorstand, Teil ein und derselben Unternehmensleitung ist. Der Beispiele gibt es genug für Versäumnisse und Fehlleistungen der Mitbestimmungsdelegierten, die sich nicht

immer rechtzeitig sinnvoll und wirksam in die Willensbildung im Rahmen dieser gemeinsamen Unternehmensleitung einschalten. Es fördert die Sache nicht, wenn man dann von außen her gegen Entscheidungen angeht, an denen man sozusagen von innen her hätte mitwirken können . . .
 Jedenfalls heißt das Problem nicht: Wie sollte man die Mitbestimmung erweitern? Es kann auch nicht der Sache dienen, daß man augenzwinkernd zusieht, wie sie verpufft und sich tollläuft (das gibt es auch); es kann nur darum gehen, die Voraussetzungen dafür zu verbessern, daß die vom Gesetzgeber erschlossenen Möglichkeiten der Mitbestimmung zunächst einmal sinnvoller und wirksamer genutzt werden, als es bis jetzt der Fall war.
 Dr. Siegfried C. Cassler

Rheinischer Merkur, Nr. 46, vom 16. 11. 1962

KRUPP MITTEILUNGEN

Nicht von Illusionen leben!

Auf uns kommt eine bedrohliche Entwicklung zu. So paradox es klingen mag: Bei hohen Umsätzen nähern wir uns einem Punkt, an dem kaum noch wirtschaftlich ausreichende Erträge erzielt werden. Woran liegt das? Auf einen einfachen Nenner gebracht kann man sagen: Das Verhältnis der Kosten zu den Preisen stimmt nicht mehr. Zu den Preisen brauche ich Ihnen nur zu sagen: Der Konkurrenzkampf ist derart hart, daß sich unser Bewegungsspielraum in engen Grenzen hält. Hier sind uns praktisch die Hände gebunden. Was muß also geschehen? Müssen wir sparen oder rationalisieren, entwickeln oder schneller produzieren? Was ist das Wichtigste heute?

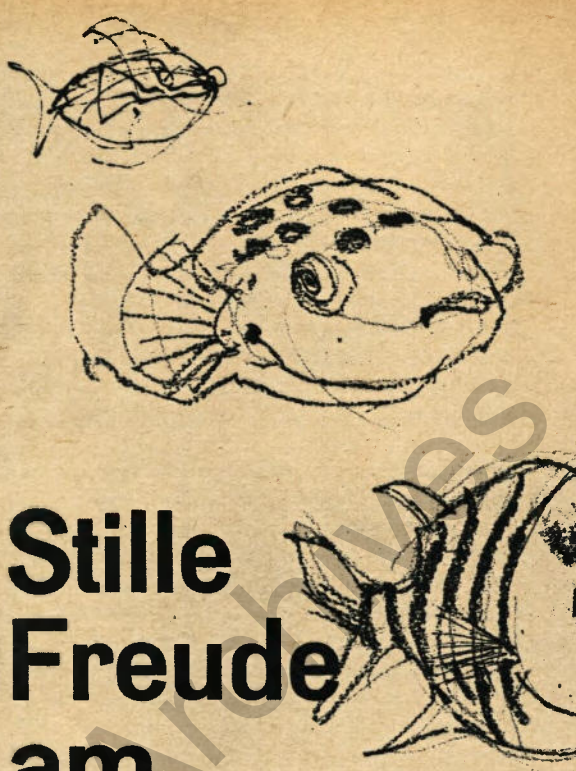
Nehmen wir zunächst das Sparen. Sparaktionen kommen und gehen, ihre Wirkungen sind oft gering. Natürlich ist Sparen unpopulär und mit unbequemen Begleiterscheinungen verbunden. Aber niemand kann auf die Dauer mehr ausgeben, als er einnimmt. Nur der Staat kann zunächst die Höhe seiner Ausgaben bestimmen und danach die erforderlichen Einnahmen festsetzen. Das können wir nicht. Wir müssen mit jeder einzelnen Mark ernsthaft und sorgfältig rechnen, jede Ausgabe auf ihre Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit überprüfen. Wir müssen an die Ehre des Pfennigs denken, um des Talers wieder wert zu werden. Jede verschwendete Mark in Büros und Werkstätten ist ein Tropfen auf die Sicherheit der Arbeitsplätze. Und jeder Tropfen höhlt den Stein.
 Zu dieser Wirtschaftsgesinnung müssen wir wieder zurückfinden. Das erfordert, eingefleischte Gewohnheiten und den Kostenschlendrian von gestern abzulegen. Dieser Einsatz lohnt sich, denn er stellt einen Beitrag zur Erhaltung und Festigung des Unternehmens dar, das uns Tag für Tag Brot und Arbeit sichert.
 Der gute Ruf unserer Arbeit sicherte uns bisher den Absatz. Das muß auch in Zukunft so bleiben. Jeder Mitarbeiter ist dafür verantwortlich. . . . Berthold Beltz

Krupp-Mitteilungen, Heft 6, September 1962

Mit Lust und ohne Leidenschaft

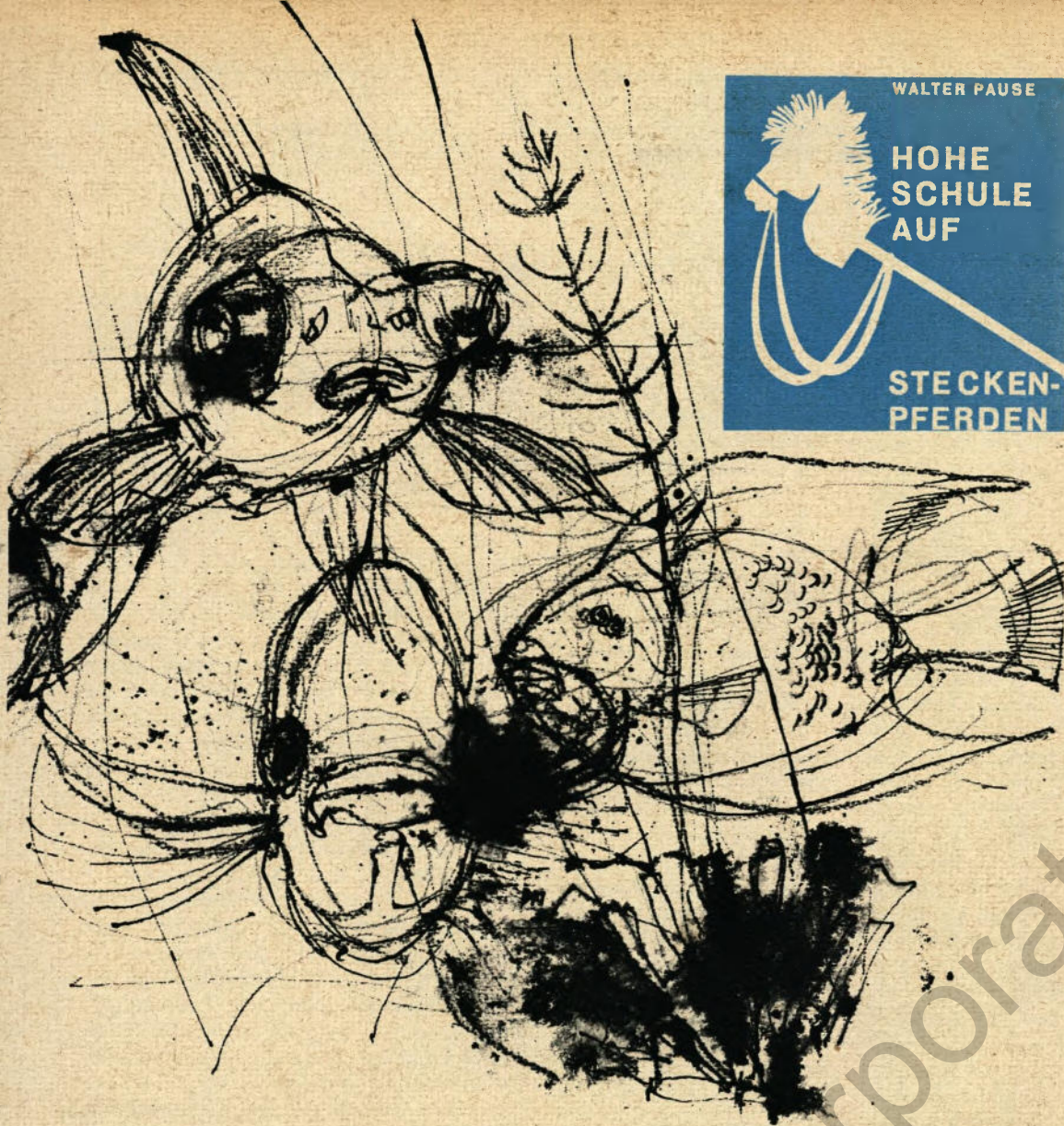
Es gehört nun einmal zum Charakteristikum vieler großer Menschen, daß sie selbst in Zeiten schwerster seelischer und körperlicher Belastung von sich und ihren läglichen Aufgaben Distanz zu nehmen verstehen, indem sie ihr Steckenpferd reiten. Mit Lust - aber ohne Leidenschaft. Ihre Liebhaberei wirkt wie ein „Gesundbrunnen“. Mit ihrem Steckenpferd ritten sie, um im Bilde zu bleiben, zu diesem Gesundbrunnen, tauchten unter und kehrten verjüngt und regeneriert wieder an ihre Arbeit zurück. Das Hobby, das sie pflegten, hat sie nicht zerstreut, sondern eher gesammelt, indem sie sich entspannten.

Blätter vom Hause, Heft 11, November 1962



Stille Freude am Aquarium und Terrarium

Wie bei allen anspruchsvollen Steckenpferden umwehen uns auch hier Geheimnisse: geheime Zeichen, geheime Tips und Kniffe, das Signum des Lateinischen in den Namen, und eine kompliziert wirkende Geheimschrift trennen den ahnungslosen Laien unwiderruflich von der geheiligten Passion des Vivaristen. Vivarist? Ja, auch die Namen klingen schon ungewöhnlich. Was ist ein Aquarist? fragt der Laie und denkt vielleicht an Aquarellist. Ein Aquarist ist aber nur einer, der ein Aquarium besitzt und dem geläufig ist, was ein Gestellbehälter ist, oder Neutrales Wasser, ein Bodenfilter, ein Kaulbarsch, ein Längsbandsalmler, ein Roter von Rio, ein Schillerbärbling, ein Küssender Gurami, ein Diskusbarsch, was Brüllende Fische sind, Salinenkrebse oder Grindelmwürmer. . . . Nicht anders ist es beim Terraristen. Der ist Besitzer eine Terrariums, und Terrorist wäre er nur, wenn er als Terrarist ein Anfänger ist und zum Beispiel versucht, arme Gefangene aus den heißen Zonen, etwa Schildkröten, Eidechsen oder Schlangen, auf mitteleuropäisches Klima umzustellen und sie sozusagen „abzuhärten“. Der Aquarist also hütet ein Aquarium, der Terrarist ein Terrarium. Als Oberbegriffe für beide gelten die recht lustig klingenden Wörter Vivarist und Vivarium, wobei letzteres nichts weiter bedeutet als „Raum für lebende Tiere“. Ich betone „lebende“ Tiere, denn damit kommen wir schon zum wesentlichen Anspruch unseres Steckenpferdes: Es setzt den ernsthaft passionierten Tierfreund voraus, den guten Menschen, für den die Ehrfurcht vor der Kreatur mehr bedeutet als eine sentimentale Redensart, der die natürlichen Ansprüche der ihm anvertrauten Geschöpfe über seine eigene Bequemlichkeit stellen kann, der diese gefangenen Tiere nicht nach menschlichen Maßstäben mißt und sie dabei verwöhnt, für den, kurz und gut, Geduld,



Ausdauer und Gewissenhaftigkeit eben wirklich einem intakten Willen und Gewissen gehorchen.

Zu fern von der Natur?

Ich muß gestehen, daß ich früher manchmal recht vorschnell über gewisse häusliche Liebhabereien urteilte. Das kam daher, daß ich frühzeitig zu wandern und Ski zu laufen begann und mich in der Urnatur der Berge einbürgerte. Manchmal hielt ich da Tierliebe, und vor allem die Liebe zu Katzen, Möpsen und Kanarienvögeln, für ein hausbackenes Vorrecht allein geliebener Frauen und eingeschriebener Mitglieder von Tierschutzvereinen.

Ausschlaggebender für meine damaligen scharfen Vorbehalte waren freilich ganz „vernünftige“ Überlegungen: Warum denn, konnte ich im Ton eines Jakobiners fragen, warum müssen diese Narren von Aquariumsbesitzern arme hilflose Tiere ihrem ureigenen Element und der für sie einzig zuständigen und bekömmlichen heimatlichen Umwelt entreißen und womöglich in unzulänglichen Gefängnissen, bei falschen Temperaturen und falschem Futter einem Dahinsiechen und der Marter eines langsamen Todes ausliefern!

Es geht ihnen doch nur um die frivole Augenweide und um eine billige Befriedigung sentimentalischer Eitelkeiten, wenn sie in ihren wohlgeheizten und womöglich sorgfältig klimatisierten Wohnzimmern ein Stück schillernder exotischer Urnatur anstarren – statt sich ihre Beine zu vertreten, statt die heimatlichen Wälder und Berge zu durchwandern und dort jene viel geheimnisvollere, viel befriedigendere, viel angemessenere Begegnung mit dem Bruder Tier zu suchen, in dessen natürlichem Revier nämlich, dort, wo es sich unter allen Um-

ständen wohl fühlt, weil es ein Kind dieser seiner Umwelt ist.

Ich habe mein Urteil in manchem Teil ändern müssen. Zwar halte ich es nach wie vor mit der Begegnung von Mensch und Tier draußen in der Landnatur, wo sie eben noch möglich ist für Frühaufsteher und tüchtige Wanderer, und immer noch stehe ich viel lieber über den blankweiß ausgewaschenen Felswannen eines glasklaren kalten Gebirgswassers, um die huschenden Schatten der Forellen zu beobachten, als vor einem Aquarium, – aber ich muß doch sagen, daß ich an keinem Aquarium vorbeigehe und daß ich sehr wünschte, meine Kinder wären jener wunderbaren Stille, Geduld und Ausdauer fähig, die unser Steckenpferd voraussetzt.

Tropische Pracht daheim

Der stärkste Eindruck vor Aquarien und Terrarien, vor allem aber vor Aquarien, kam bei mir vom Ästhetischen her: Die berauschte Vielfalt der Formen und Farben tropischer Zierfische hat mich überwältigt. Dieser „Mut“ der Mutter Natur zur abstrakten Form, diese niemals versagende Kombinationsgabe im Nebeneinander und Zusammenklingen der Farben hat für mich etwas ungeheuer Aufregendes. Dazu kommt, was ich freilich nur aus seltener Anschauung, um so öfter aber aus Berichten und aus Geschriebenem entnahm, das kuriose, das oft ganz unfaßbare Verhalten vieler harmlos erscheinender goldener Kleinbürger in den Aquarien: Mörder, Räuber, Ehebrecher, Kindsmörder und was weiß ich sind diese allerliebsten Goldfischlein, von deren Manieren noch zu reden ist.

Im Laufe der Zeit ist mir auch aufgegangen, daß unser Steckenpferd wohl sehr oft eine

Sache der Stillen und Einsamen im Lande ist, die beim geliebten Tier das finden, was sie in der harten menschlichen Gesellschaft vermischen mußten. Wen das Schicksal zur Einsamkeit verurteilt hat, oder wer als Menschenverächter freiwillig in die Einsamkeit ging, dem kann ein kleines schutzloses und bedürftiges Tier sehr bald zu einem heißgeliebten und tiefvertrauten Tröster werden, zu einem Freunde und willkommenen Gegenstand unversehrter Liebes- und Hegekraft. Der Einsame vor allen anderen ist es, der im schutzlosen Tier seinen stummen Bruder erkennt und achtet – sei es vor dem Aquarium, vor dem Terrarium, oder bei Hund, Katze und Vogel.

Ein Steckenpferd mit Geschichte

Die Geschichte unseres Steckenpferdes lehrt, daß, wer sich nicht geduldig zum Fachmann ausbildet als Vivarist, vor Aquarien und Terrarien nichts zu suchen hat. Er würde dort nur Schlimmes stiften, wenn nicht sogar das Allerschlimmste, den Tod eines Tieres. Was dann schlicht und ahnungslos „eingehen“ genannt wird. Im Jahre 1856 erschien in der Zeitschrift „Die Gartenlaube“ unter dem Titel „Der See im Glase“ das erste Preislied auf das Aquarium. Die Menschen waren hingerissen, und als bald darauf der Import der chinesischen Goldfischgläser einsetzte, kaufte man sie zu Tausenden. Der Aquarist wurde Mode. Man steckte sich die Liebe zum Tier ans Knopfloch.

Daß jene chinesischen Goldfischgläser wahre Marterkästen und Glassärge waren für ihre hinreißend bunten Inwohner, das noch wußte niemand. Denn die Erkenntnisse des englischen Naturforschers Ward, der schon 1841 das Geheimnis des biologischen Gleichgewichtes im Wasser zwischen Tier und Pflanze gelöst hatte, drangen nur langsam über die Grenzen. Es dauerte Jahrzehnte, bis in Deutschland einige erfahrene Liebhaber davon erfuhren, daß der Austausch von Sauerstoff und Kohlensäure zwischen Tier und Pflanze über alles Gedeihen entscheidet. Es dauerte auch lange Zeit, ehe man die Glasbehälter durch Gestellbecken auszutauschen begann, die erstens ein größeres Volumen, also größere Bewegungsfreiheit für die Fische erlauben, dazu eine größere Wasseroberfläche bieten, was für die Zufuhr des lebenswichtigen Sauerstoffes bedeutsam ist. Und dann endlich fand der englische Chemiker Warrington die Sumpfschraube (Vallisneria), die erste für Aquarien prädestinierte Wasserpflanze, bei der – das galt als eine Sensation unter unseren Steckenpferdreitern! – das Wasser klar blieb und nicht erneuert werden mußte.

Die „Wunder“ hinter Glas

Der erste allgemein bekannte und beliebte Aquariumfisch in Europa war der Makropode. Auch er galt als eine Sensation in seiner wundervollen Farbenpracht und mit seinen verspielten exotischen Formen, obendrein sah man ihn ein Schaumnest bauen und konnte, gemütlich im Ohrenbackenstuhl lauernd, beobachten, wie das Männchen die Brutwache und die Brutpflege betrieb. Man glaubte „Wunder“ zu sehen und entzückte sich vor den Aquarien bis zur Raserei. Damals gab es noch keinen viel erfahrenen Doktor Grzimek, der das Wunder im Tierreich am Fernsehschirm aufleuchten ließ, und so kam einem das Erlebnis vor dem Aquarium überaus gelegen, man sah und beobachtete mit Leidenschaft und sammelte Doppelportionen fürs Gemüt.

Man kann heute sagen, daß die große Leidenschaft der Fische, Lurche und Kriechtiere in den Aquarien und Terrarien zu Ende ist. Zu um-

fangreich ist das heutige Wissen der Liebhaber, zu bedeutungsvoll die Erfindung technischer Hilfsmittel und Apparate, zu gediegen die Fachliteratur. Wer sich heute ein Aquarium oder ein Terrarium anschafft, kann sich vorher ausführlich und zuverlässig über alles unterrichten, was er braucht und was man von ihm verlangt. Er wird aus hervorragenden Lehrbüchern alles Wesentliche über die ursprüngliche Umwelt und die Bedürfnisse seiner künftigen Pfleglinge und Hausgenossen erfahren, er wird in deren Lebensform eindringen und lernen, wie er seinem Pflegling die Bedingungen seiner Urheimat im Mikrokosmos des Vivariums bereiten kann.

Auf unsere Pflege angewiesen

Man muß als Vivarist immer an diese Angleichung des Vivariums an die ursprüngliche Umwelt und deren Lebensbedingungen für das betreffende Tier denken. Aus dieser Einsicht folgen alle Maßnahmen und Hilfen wie von selbst. Daß es schwieriger ist, ein der Gattung der „Niederen Wirbeltiere“ angehörendes Tier, also einen Fisch, einen Molch, eine Schildkröte oder eine Schlange als Hausgenossen zu haben anstelle einer Katze oder eines Hundes, dürfte sich von selbst verstehen.

Man überlege sich aber auch einmal den tieferen Grund: Diese Fische, Lurche und Kriechtiere sind ja schon durch ihre äußere Körperkonstitution viel enger mit ihrer Umwelt verbunden und auf deren Bedingungen rettungslos angewiesen als warmblütige Säugetiere oder Vögel. Das eine Tier kommt aus dem Urwald und liebt die schwüle Wärme bei hoher Luftfeuchtigkeit. Ein anderes Tier kommt aus der Wüste mit ihrer unvorstellbar geringen Luftfeuchtigkeit und dem sengenden Sonnenbrand bei Tage und der Kälte in der Nacht.

Ein Fischlein stammt aus einem eisigen Gebirgsbach, ein anderes aus den warmen, sonne-

überglühten Reisfeldern Chinas und Japans. Ein Fisch ist Süßwasser gewohnt und kann nur darin existieren, der andere braucht Meerwasser als sein Element. Dabei gibt es aber bei Süß- wie bei Meerwasser noch hundert Unterschiede bezüglich des Sauerstoffgehaltes, der Säuregrade, der Temperatur und vieler anderer chemischer und physikalischer Eigenschaften. Jeder weiß, daß Fische in Seen und Meeren „Oberlicht“ genießen, was man im Aquarium nicht ideal nachahmen kann, denn man möchte die Fische ja auch sehen. Nun hat die Technik freilich alle Geräte für die moderne Vivaristik geschaffen, und man kann sie überall kaufen: für die automatische Temperaturregelung, für die richtige Durchlüftung, für Fütterung, Reinigung und so fort.

Wir lernen beobachten

Was man als Dank erfährt für seine Pflege-mühe, läßt sich mit Worten schwer sagen. Aber man kann es mit etlichen Erfahrungen andeuten, die fast jeder Aquarier und Terrarier schon einmal gemacht hat. Wenn er etwa als Anfänger den Bitterling (*Rhodeus amarus*), diesen auf leisen Flossen schleichenden und „brutpflegenden Salmier“, in seinem Becken hat. Dieser Bitterling wird ihm biologische Kunststücke lehren, daß ihm, dem Menschen, Hören und Sehen vergeht.

Denn siehe da, der Bitterling, der sich übrigens in eine hochzeitlich bunte Schale wirft, ehe er sich seinem anspruchlos-silbernen Weibchen nähert, ist ein Schnorrer ohnegleichen. Sie ersparen sich Brutnest und häusliche Pflege, wie sie bei den Kollegen doch üblich sind. Kaum feiern sie ihre Hochzeit, da suchen sie sich sogleich eine Malermuschel im reinen Sand, und während nun dieses ahnungslose Weichtier atmend seine Deckelschalen öffnet und schließt, legt Madame Bitterling immer dann, wenn die Schalen gerade geöffnet sind,

schnell eine Portion Eier in die Kiemen der Muschel. Deren Öffnen und Schließen aber befächelt die Eier mit Sauerstoff, und das Gedeihen der Bitterlingbrut ist gesichert.

Kuriositäten ohne Zahl

Bei den Brutpflegenden Salmiern, deren Brutpflege übrigens wahrhaft rührend ist, passieren allerdings gewisse Dinge, die schlechteste Fischmanieren aufweisen. Können Sie sich vorstellen, daß es da eine Sorte von Fischweibchen gibt, die kaum, daß das Abbläuen besorgt ist, rücksichtslos ihren Fischmann vertreibt und ihn sogar an Hunger sterben läßt, indem sie ihn um nichts in der Welt an das Futter läßt.

Allerdings gibt es aus derselben Familie zu berichten, nämlich da, wo der Fischmann regiert, daß dieser anstelle des Weibchens und ganz allein die Brutpflege besorgt und das Weibchen, das eben noch treulich mit ihm gelaicht hat, mit fürchterlichen Rammschlägen vertreibt.

Derselbe Fischmann nimmt sich übrigens auch, wenn ihm der Sinn danach steht, mehrere Weibchen mit ins Gelege, freilich auch diese dann brutal vertreibend, wenn die Liebe besorgt und der Nachwuchs gesichert ist.

Der Kuriositäten gibt es viele im Reich der Zierfische, und ich muß sagen, die einheimischen Fischlein sind da nicht weniger unschuldig als die schönen tropischen Zauberfische. Natürlich verstehe ich unter Kuriosität, da es sich nun mal um allerliebste und aller kleinste Lebewesen handelt, auch so üble Dinge wie Kindermord am laufenden Band, oder die Gewohnheit etwa des Hechtkärpflings, sich bei Futtermangel von seinem allerdings viel größeren Weibchen einfach verspeisen zu lassen... Man könnte ein ganzes Buch mit dergleichen Mordgeschichten füllen, an die doch wahrhaftig kein Mensch denkt, der da hingerissen vor dem Aquarium sitzt und sich von dem Glanz der Erscheinung hinreißen läßt.

Praktische Ratschläge

Hier aber noch etwas Praktisches für den, der es doch einmal versuchen möchte, also für den Anfänger:

1. Man besetze kein Aquarium zu dicht. Ein Fisch von 5 cm Länge beansprucht etwa 2 Liter Wasser für sich, einer von 10 cm Länge bereits 4 bis 5 Liter.
2. Die in einem Aquarium ausgesetzten Fische müssen in ihren Lebensbedingungen etwa übereinstimmen, Salmier wollen klares und kühles, Labyrinth aber mulmiges und warmes Wasser. Und daß Raubfische und Friedfische nicht in ein gemeinsames Becken kommen, dürfte auch klar sein.
3. Zierfische sind außerordentlich temperatur-empfindlich, so daß man sie nicht gleich vom Transportbehälter ins Aquarium bringen darf. Es empfiehlt sich vielmehr, die Transportkanne einfach solange ins Becken zu hängen, bis der Temperaturengleich erreicht ist.
4. Die Fütterung der Aquarienfische ist eine Wissenschaft für sich. Lebendfutter gilt als Norm für fast alle Arten. Der Großstädter findet das richtige Futter in den guten Tierhandlungen, der Mann in der Provinz muß selber auf Jagd gehen, um Wasserflöhe, Hüpferlinge, Mückenlarven, Bachröhrenwürmer, Enchyträen und so fort zu ketschern. Auch mit Trockenfutter, das man fast überall kaufen kann, läßt sich eine Zeit des Frischfutturmangels überbrücken. Nie zuviel Futtergeben! Alle Fische sind gefräßig, aber allzu reichliche Fütterung hat fast immer Verfettung und Darmkrankheiten im Gefolge.





**50 Hoesch AG
Walzwerke Hohenlimburg**

13. 1. 1963 Johann Jaskulski, Kontrolleur

40 Hoesch AG Bergbau

- 1. 10. 1962 Karl Lorenz, 1. Maschinist
Kraftwerk Emscher
- 1. 11. 1962 Emil Hesse, Werkswachmann
Schachtanlage Emil
- 25. 11. 1962 Otto Fischer, Zimmerhauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 2. 1. 1963 Wilhelm Brinkämper, Hauer
Schachtanlage Emil-Emscher
- 2. 1. 1963 Kurt Greske, Gleisbauarbeiter
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 2. 1. 1963 Ernst Marx, Grubenlokführer
Schachtanlage Emil-Emscher
- 2. 1. 1963 Josef Schwering, Hauer
Schachtanlage Emil-Emscher
- 2. 1. 1963 Otto Wesphal, Hauer
Schachtanlage Emil-Emscher
- 15. 1. 1963 Anton Bürling, Lehrhauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 16. 1. 1963 Balthasar Prangenberg, kfm. Angest.
Schachtanlage Radbod
- 24. 1. 1963 Johann Vetter, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 27. 1. 1963 Johann Dimke, Gärtner
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 29. 1. 1963 Engelbert Bass, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl

Hoesch AG Westfalenhütte

- 2. 1. 1963 Rudolf Bockermann, Motorenwärter
- 2. 1. 1963 Hermann Weyer, Betriebsschreiber
- 3. 1. 1963 Otto Milde, Drahtverzinker
- 8. 1. 1963 Karl Hesse, Hüttenarbeiter
- 8. 1. 1963 Dietrich Wiegmann, Hüttenarbeiter

**Hoesch AG
Walzwerke Hohenlimburg**

- 2. 1. 1963 Heinrich Einhaus, Walzenfräser
- 2. 1. 1963 Wilhelm Helm, Verzinner
- 2. 1. 1963 Wilhelm Winter, Walzmeister
- 5. 1. 1963 Bernhard Hiller, Verlader
- 16. 1. 1963 Eduard Bräcker, kfm. Angestellter

Schmiedag AG

- 18. 1. 1963 Hermann Raumschüssel, Schlosser
Werk Werdohl
- 29. 1. 1963 Fritz Fischer, Elektriker
Werk Lange

Maschinenfabrik Deutschland AG

- 2. 1. 1963 Gustav Klose, Prokurist

Trierer Walzwerk AG

- 1. 1. 1963 Josef Theisen, Materialpacker
Werk Trier

Hoesch Eisenhandel mbH

- 2. 1. 1963 Dr. Leo Reichenbach, Titl.-Direktor

25 Hoesch AG Bergbau

- 4. 9. 1962 Walter Soete, Fahrhauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 6. 9. 1962 August Simon, Elektriker
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 10. 10. 1962 Josef Fischer, Hauer
Schachtanlage Emil
- 16. 10. 1962 Ernst Wischnewski, Hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 28. 10. 1962 Josef Stegemann, Fahrhauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 1. 11. 1962 Heinrich Kramer, Meister
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 1. 11. 1962 Gustav Lange, Hauer
Schachtanlage Emil
- 1. 11. 1962 Willi Tenhagen, 1. Anschläger
Schachtanlage Emil
- 3. 1. 1963 Heinrich Glock, Lehrhauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 3. 1. 1963 Franz Hanske, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 3. 1. 1963 Helmut Hennig, Kraftfahrer
Schachtanlage Radbod
- 3. 1. 1963 Anton Kellersohn, Meßtechniker
Schachtanlage Emil-Emscher
- 3. 1. 1963 Hermann Kempgens, Grubensteiger
Schachtanlage Emil-Emscher
- 3. 1. 1963 Paul Reimann, Revlersteiger
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 6. 1. 1963 Gustav Bankmann, Lehrhauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 6. 1. 1963 Wilhelm Humberg, Hauer
Schachtanlage Emil-Emscher
- 7. 1. 1963 Alois Seifer, Hauer
Schachtanlage Emil-Emscher
- 11. 1. 1963 August Makoschey, Lehrhauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 11. 1. 1963 Hermann Schierenberg, Lehrhauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 15. 1. 1963 Jakob Hagenschulte, Lehrhauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 15. 1. 1963 Paul Sonak, Lehrhauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 17. 1. 1963 Herbert Bomblat, Lehrhauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 17. 1. 1963 Johann Lewandowski, Schreiner
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 17. 1. 1963 Karl Wagener, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 20. 1. 1963 Kurt Hassel, Werkschutzmann
Schachtanlage Emil-Emscher
- 21. 1. 1963 Otto Schön, Handwerker
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 22. 1. 1963 Wilhelm Behrmann, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 23. 1. 1963 Alois Jeseniecnik, Bergklaubler
Schachtanlage Radbod

25. 1. 1963 Theodor Bäumer, Hauer
Schachtanlage Radbod

28. 1. 1963 Wilhelm Hölmer, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl

28. 1. 1963 Anton Kortendieck, Meister
Schachtanlage Kaiserstuhl

29. 1. 1963 Rudolf Weckner, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl

Hoesch AG Westfalenhütte

- 3. 1. 1963 Wilhelm Ross, 1. Kalkulator
- 7. 1. 1963 Karl-Heinz Greifenberg, Maschinist
- 11. 1. 1963 Franz Warmke, Hüttenarbeiter
- 11. 1. 1963 Werner Westermann, Kranführer
- 12. 1. 1963 Heinrich Kunau, 1. Bodeneinsetzer
- 12. 1. 1963 Herbert Nolte, Hüttenarbeiter
- 14. 1. 1963 Johann Brzezinski, Kranführer
- 14. 1. 1963 Herm. Rossmann, Oberwerkschutzm.
- 16. 1. 1963 Emil Waßmuth, Maschinist
- 18. 1. 1963 Wilhelm Thiemann, Maschinist
- 19. 1. 1963 Josef Keiffer, Werkschutzmann
- 20. 1. 1963 Heinz Coring, Kesselmaschinist
- 22. 1. 1963 Rudolf Hinz, Hüttenarbeiter
- 24. 1. 1963 Stanislaus Manka, Normalspurlokf.
- 24. 1. 1963 Paul Wölm, Meister
- 25. 1. 1963 Edwin Bohmann, Anstreicher
- 27. 1. 1963 Hans Fröhlich, Dreher
- 28. 1. 1963 Josef Stannek, Maurer

**Hoesch AG
Walzwerke Hohenlimburg**

- 3. 1. 1963 Erich Brauckmann, Schlosser
- 10. 1. 1963 Helmut Brenne, Schlosser
- 29. 1. 1963 Paul Kircher, Schlosser
- 31. 1. 1963 Ernst Balke, Beizer

Schmiedag AG

- 4. 1. 1963 Hermann Lorenz, Presser
Werk Lange
- 7. 1. 1963 Hermann Wetter, Presser
Werk Lange
- 11. 1. 1963 Wilhelm Hassenpflug, Sachbearbeiter
Verwaltung
- 31. 1. 1963 Wilhelm Hesse, Schlosser
Werk Grüntal

Maschinenfabrik Deutschland AG

- 11. 1. 1963 Heinrich Wiesling, Modellschreiner
- 13. 1. 1963 Karl Teigelkötter, Fräser

**Hoesch Reederei
und Kohlenhandel GmbH**

- 25. 1. 1963 Ludwig Jost, Kapitän

**Schiffswerft und Maschinenfabrik
Mainz-Gustavsburg GmbH**

- 26. 1. 1963 Martin Schon, Lagerverwalter

1913
1963

Fünzig Jahre Fürst Leopold-Baldur

Fünzig Jahre ist es her, seit nördlich der Lippe, zwischen Hervest und Dorsten, auf der Schachtanlage Fürst Leopold die ersten mit Kohle beladenen Förderwagen auf den Umlauf der Hängebank rollten. Ein halbes Jahrhundert mag als geringe Zeitspanne erscheinen, wenn es um das schwarze Gold geht, das man, mühsam zwar, bereits vor neun Jahrhunderten zu gewinnen verstand, vor acht Jahrhunderten an der Nordseeküste handelte, vor sieben Jahrhunderten von Marco Polo, dem Chinareisenden, beschrieben fand. Doch waren es gerade die jüngsten fünfzig Jahre, in denen die Kohle ihre seit Beginn des Maschinenzeitalters ohnehin bedeutende Rolle noch festigen konnte — bis ihr ebenso plötzlich wie unerwartet in anderen Energieträgern Konkurrenz erwuchs. Das Ringen um einen ausreichenden Marktanteil war und ist infolge ungleicher Wettbewerbsbedingungen nicht leicht. Wer mit uns noch einmal die Stationen unseres durch fünfzig Jahre führenden Weges abschreitet, wird jedoch verstehen, warum wir heute noch immer vertrauensvoll in die Zukunft blicken, auch wenn die Welt der Technik ihr Gesicht änderte.

Der Sprung über die Lippe

Der „Bergbau“ im Dorstener Raum hat nicht etwa mit der Steinkohlenförderung begonnen. Was die Bauern in der Herrlichkeit Lembeck, dem nördlich Dorstens gelegenen Gebiet, noch vor einem Jahrhundert abbauten, war sogenannter „Ortstein“, ein Raseneisenerz, das sich aus den in Sümpfen und Mooren enthaltenen Eisenverbindungen gebildet hat. Wo es in ganzen Bänken dicht unter der Erdoberfläche lagert, macht es den Boden infolge seiner Wasserundurchlässigkeit naß und kalt. Wo der Ertragsreichtum der Felder gesteigert werden sollte, mußte der störende Ortstein entfernt werden. Dies erfolgte im Wege des Tagebaus. Eine mühselige Arbeit, die jedoch den Vorzug hatte, die Kosten der Kultivierung zu decken: die Eisenhütten der Umgebung zahlten recht gut. Mit fortentwickelter Bergtechnik und verbessertem Transportwesen verlor dieser bäuerliche Erwerbszweig aber rasch an Bedeutung. Die Eisenhütten begannen, bessere und zudem billigere Erze von anderen Abbaustätten zu beziehen. Und das Bild der mit Ortstein beladenen Gespanne, die auf winterlich gefrorenen Straßen zu den entfernten Eisenhütten rumpelten, gehörte schon bald der Vergangenheit an. Doch damit war der Bergbau um Dorsten keineswegs am Ende. Im Gegenteil: Die Kohle setzte einen neuen Beginn. Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts war der Bergbau bis zur Emscher, der südlichen Grenze des „Vestes“, vorgedrungen. Doch jene, die da glaubten, der Fluß werde eine Art natürlicher Grenze des Kohlenrevieres bilden, sahen sich getäuscht. 1854 senkten sich die Bohrmeißel auch in vestische Erde. Zwei Jahre später begann die älteste Schachanlage im Vest, die „Zeche Nordstern“, mit den Abteufarbeiten. Der Sprung des Bergbaus über die Lippe aber wurde erst möglich, als es gelang, mit dem fürstlich Salm-Salmschen Hause ein Abkom-

men über den Erwerb von Bergwerkseigentum in diesem Gebiet zu treffen und damit eine sichere Rechtsgrundlage für das Aufkommen des Steinkohlenbergbaus nördlich der Lippe und damit auch im Dorstener Raum zu schaffen. 1898 wurden zwischen dem Fürsten einerseits und der Internationalen Bohrgesellschaft, der Bergwerksgesellschaft Trier und dem Kölner Bankhaus Stein andererseits diesbezügliche Vereinbarungen unterzeichnet. Zu Ehren des Fürsten Leopold zu Salm-Salm, Wild- und Rheingraf, Herzog von Hoogstraeten, dessen „Regierungszeit“ als Standesherr und Regalbesitzer von 1886 bis 1908 dauerte, erhielt zunächst die Gewerkschaft und später die Schachanlage den Namen „Fürst Leopold“. Nun stand auch nördlich der Lippe reger Tiefbohrfähigkeit nichts mehr im Wege. Sie ergab das Vorhandensein großer Steinkohlenvorkommen, die sich allerdings im Norden der Herrlichkeit Lembeck bis in Tiefen von 1200 Metern herabsenken, während sie im Dorstener Raum selbst bereits bei 550 Meter Teufe erbohrt werden konnten.

Ein Schacht ersäuft: „Baldur“

Das „Dorstener Wochenblatt“ schrieb am 26. Januar 1899:

„In der Nacht zum Samstag wurde im benachbarten Hervest beim Bohrkran V der Internationalen Bohrgesellschaft in einer Teufe von 585 Metern die Kohle erbohrt. Am Samstagvormittag stießen die Arbeiter beim Bohrkran I hier selbst – nahe der Spiegelmanufaktur – ebenfalls in etwa derselben Teufe auf Kohle. Glückauf!“

Am 4. März fragte das Blatt:

„Sollte bei dieser staunenswerten Unternehmungslust nicht auch uns bald eine Kohlenzeche erblühen?“

Vierzehn Tage später wurde bereits eine leise Ungeduld spürbar:

„Allüberall in der Umgebung unserer Stadt ist man mit dem Niederbringen von Bohrlöchern beschäftigt . . . Wie lange wird's noch dauern, bis man vom Schürfen zum Abteufen kommt?“ Am 30. März spricht das Blatt aus, was insgeheim jedermann hofft:

„Für unsern stillen Ort ist die Tätigkeit der Bohrtürme schon ein bedeutungsvolles Ereignis, besonders als Vorbote einer glänzenden Zukunft . . .“

Doch die glänzende Zukunft sollte noch auf sich warten lassen.

Im Februar des Jahres 1900 hieß es:

„Wohl keine Frage – neben der Burenfrage – ist in letzter Zeit hier so viel besprochen worden, als: kommt die Zeche oder kommt sie nicht? Allerhand Erzählungen waren oder sind im Umlauf, und Positives weiß niemand. Und wird wohl auch keiner wissen, bis es losgeht . . . Wir sind der Meinung, daß eine Zeche kommen wird, aber wann und wo, ist wenigstens vorläufig schlecht zu sagen. Es heißt hier . . . ruhig abwarten und nicht zu große Erwartungen an die erste Zeche geknüpft. Ehe dieselbe in Betrieb ist und uns sehr merkbare Veränderung bringen wird, können noch einige Jahre vergehen, selbst wenn man gleich mit dem Abteufen derselben beginnen würde.“

Doch so lange dauerte es nicht. Noch im März des Jahres 1900 fing es im Holsterhausener Felde tatsächlich an „lebendig zu werden“. Geleise für Materialtransporte wurden gelegt, Bauhütten wuchsen empor, und mit dem Ausschachten wurde begonnen. Bald schon „bildeten die Wohnungen eine Rarität“, und die Presse meinte: „Hoffentlich finden sich Kapitalisten, die ihr Geld nutzbringend im Bau von Arbeiterwohnhäusern anlegen.“ Doch die Ge-

werkschaft Trier hatte mit ihrem Versuch, die beiden Schächte Baldur 1 und 2 abzuteufen, kein Glück. Die Fließsande der obersten Deckgebirgsschichten erwiesen sich, vorerst wenigstens, als unüberwindlich, und zwar bereits in den geringen Tiefen von 11 beziehungsweise 22 Metern. Beide Schächte ersoffen. Die Arbeiten mußten, nicht zuletzt auch aus finanziellen Gründen, eingestellt werden.

Kälte hilft: Gefrierverfahren

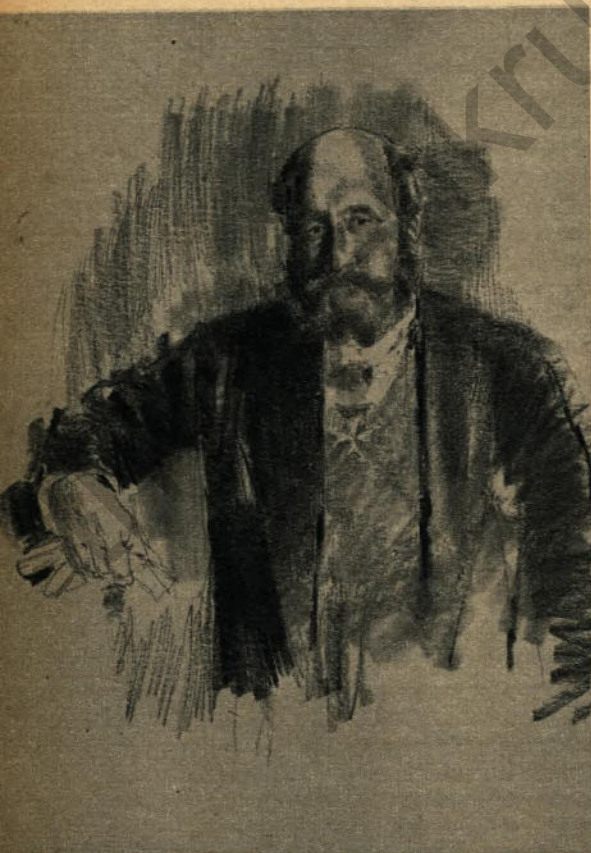
Nach gründlicher finanzieller und technischer Vorbereitung wurde am 1. Februar 1906 der erste Spatenstich für die neuen Baldurschächte getan. Um der im oberen Teil des Deckgebirges wasserführenden Schichten, des Schwimmsandes, Herr zu werden, entschloß man sich zur Anwendung des Gefrierverfahrens, das damals noch als sensationelle Neuheit galt. Zweck dieses Verfahrens ist es, die wasserführenden Schichten einzufrieren. Um den Schachtdurchmesser werden in geringem Abstand Bohrlöcher niedergebracht, die man mit am unteren Ende geschlossenen Gefrierrohren auskleidet. In diese Gefrierrohre wiederum werden sogenannte Einfallrohre, die unten offen sind, gehängt, in die nach dem Kreislaufsystem tiefgekühlte Chlormagnesiumlauge gefüllt wird. Die Tiefkühlflüssigkeit steigt zwischen Einfall- und Gefrierrohr wieder in die Höhe und läßt zunächst die um die Gefrierrohre gelegenen wasserführenden Schichten frieren. Dann breitet sich die Kälte weiter aus, bis schließlich ein großer Frostzylinder entstanden ist, dessen Durchmesser mehrere Meter über dem des abzuteufenden Schachtes liegt. Innerhalb des Frostzylinders wird dann der Schacht so weit niedergebracht, bis die Zone wasserführender Sande durchteuft ist. Der Schacht wird mit Hilfe verschraubter und durch Bleiplatten abgedichteter eiserner Tübbings wasserundurchlässig ausgekleidet. Dann kann das Gefrierverfahren eingestellt werden.

743 Meter in 18 Monaten: Fürst Leopold

Während man auf den Schächten Baldur 1 und 2 daran war, die Gefrierzone zu durchteufen, wurden die ersten Schritte zur Nutzung des östlich von Baldur gelegenen Gebietes unternommen. Die im Jahre 1906 gegründete Gewerkschaft Fürst Leopold erwarb 10 Maximalgrubenfelder (1 Maximalgrubenfeld = 2 200 000 Quadratmeter). Doch schon wenig später gingen die Kuxenmehrheit der Felder I, II und III ebenso wie das Mutungsrecht für die restlichen sieben Felder in den Besitz der Bergwerks-AG Consolidation in Gelsenkirchen über. 1910 wurden alle 10 Felder zum Steinkohlenbergwerk Fürst Leopold I konsolidiert, das bald darauf als „Gewerkschaft Fürst Leopold“ mit den Vorbereitungen zur Abteufung der Schächte Fürst Leopold 1 und 2, ebenfalls nach dem Gefrierverfahren, beginnen ließ. Am 14. November 1910 begann die beauftragte Firma Haniel & Lueg mit dem Abteufen des Schachtes 1, auf Fürst Leopold 2 setzten die Arbeiten im März 1911 ein.

Nicht zuletzt auf Grund der beim Abteufen der Baldur-Schächte gesammelten Erfahrungen gelang die Niederbringung der Schächte Fürst Leopold ohne bemerkenswerte Störungen. Im Mai 1912 erreicht man auf Schacht Fürst Leopold 1 die Endteufe von 690 Metern. Die erste Sohle wird hier in 648 Meter Teufe angesetzt. Schacht Fürst Leopold 2 ist um die Jahresmitte bis 743 Meter abgeteuft. Hier wird die zweite Sohle angesetzt. Bis zum Jahresende sind auf beiden Sohlen 300 Meter Querschläge aufgeföhren.

▼ An Fürst Leopold zu Salm-Salm, Standesherr und Regalbesitzer von 1886 bis 1908 in der „Herrlichkeit Lembeck“ erinnert der Name der Schachanlage



► Im Herbst 1909 war das Gelände für die neu zu errichtende Schachanlage Fürst Leopold erschlossen. Da das Deckgebirge Wasser führte, mußte der Schacht im Gefrierverfahren abgeteuft werden. Unser Bild zeigt eine Abteufmannschaft und im Hintergrund den Tübingsausbau

Die bitteren Erfahrungen, die man zwölf Jahre zuvor beim Niederbringen der Schächte Baldur 1 und 2 sammeln mußte, haben sich letztlich doch gelohnt: Während man dort seinerzeit nach einjährigem Kampf gegen den Schwimmsand bereits in 22 Meter Teufe scheiterte, gelang es auf Fürst Leopold in knapp 18 Monaten fast 750 Meter tief in die Erde vorzudringen. Immerhin: auf Baldur wurde im Jahre 1912 bereits gefördert. Es begann im Januar mit bescheidenen 2200 Tonnen, im Dezember aber waren es bereits 10700. Insgesamt hatten die Flöze Freya und Baldur gegen Jahresende bereits 78000 Tonnen Steinkohle hergegeben.

Die erste Kohle: 19. Januar 1913

Zu diesem Zeitpunkt bereitete man sich auf Leopold darauf vor, die erste Kohle planmäßig zu fördern. Am 19. Januar 1913 öffneten sich auf der Hängebank die Schachtgitter, und die ersten mit Leopold-Kohle beladenen Förderwagen rollten auf den Umlauf.

Während der beiden ersten Arbeitswochen jenes Gründungsjahres 1913 wurden insgesamt 500 Tonnen Steinkohle gefördert. Sie waren der bescheidene Anfang einer Entwicklung, die im Verlaufe von fünf Jahrzehnten alle Erwartungen erfüllen sollte. Sie wurde in erster Linie möglich durch die bewundernswerte geologische Sorgfalt, mit der man vor Niederbringung der Schächte Fürst Leopold 1 und 2 die Bohraufschlüsse auswertete: Fachleute unserer Tage bestätigen, daß sie, vor die gleiche Aufgabe gestellt, heute an genau der gleichen Stelle abteufen würden – eben auf jenem sogenannten Dorstener Horst, der auf dem Nordflügel der großen flachen Lippemulde liegt, der nördlichsten der fünf großen Mulden des rheinisch-westfälischen Steinkohlengebietes.

▼ Mit diesem Schreiben suchte der Bevollmächtigte der Gewerkschaft Fürst Leopold beim Fürsten Salm-Salm um Verleihung des Bergwerkseigentumes in einem Felde von annähernd 2,2 Millionen Quadratmetern nach



Bescheidene Förderleistungen: Kleinabbaubetrieb

Das erste Jahr stand im Zeichen des systematischen Ausbaus der Schachanlage. Zu den Tagesanlagen, die fertiggestellt und in Betrieb genommen wurden, gehörten Werkstättengebäude und Verladeeinrichtungen, ein Schachtgebäude mit Fördergerüst für den Schacht 2, ein Ventilator- und Kompressorgebäude, der Ausbau der Gleisanlagen und die Erweiterung der aus 12 Kesseln bestehenden Kesselanlage. Der Schacht 1 wurde weiter niedergebracht und erreichte mit 763 Meter dieselbe Teufe wie Schacht 2. Zur Ausrichtung des Baufeldes wurden auf beiden Sohlen insgesamt 710 Meter Querschläge, 135 Meter Aufbrüche und 2000 Meter Vorrichtungsstrecken aufgeföhren. Damit war das Baufeld in querschlägiger Richtung etwa 650 Meter, in streichender Richtung mit 450 Meter Länge aufgeschlossen.

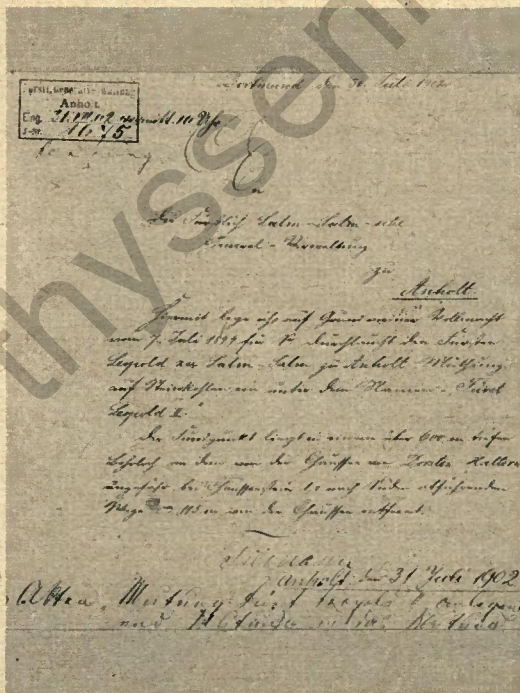
Die Förderleistungen waren zunächst vergleichsweise bescheiden. Der Grund hierfür lag in der Art der Abbautechnik, die jene Zeit

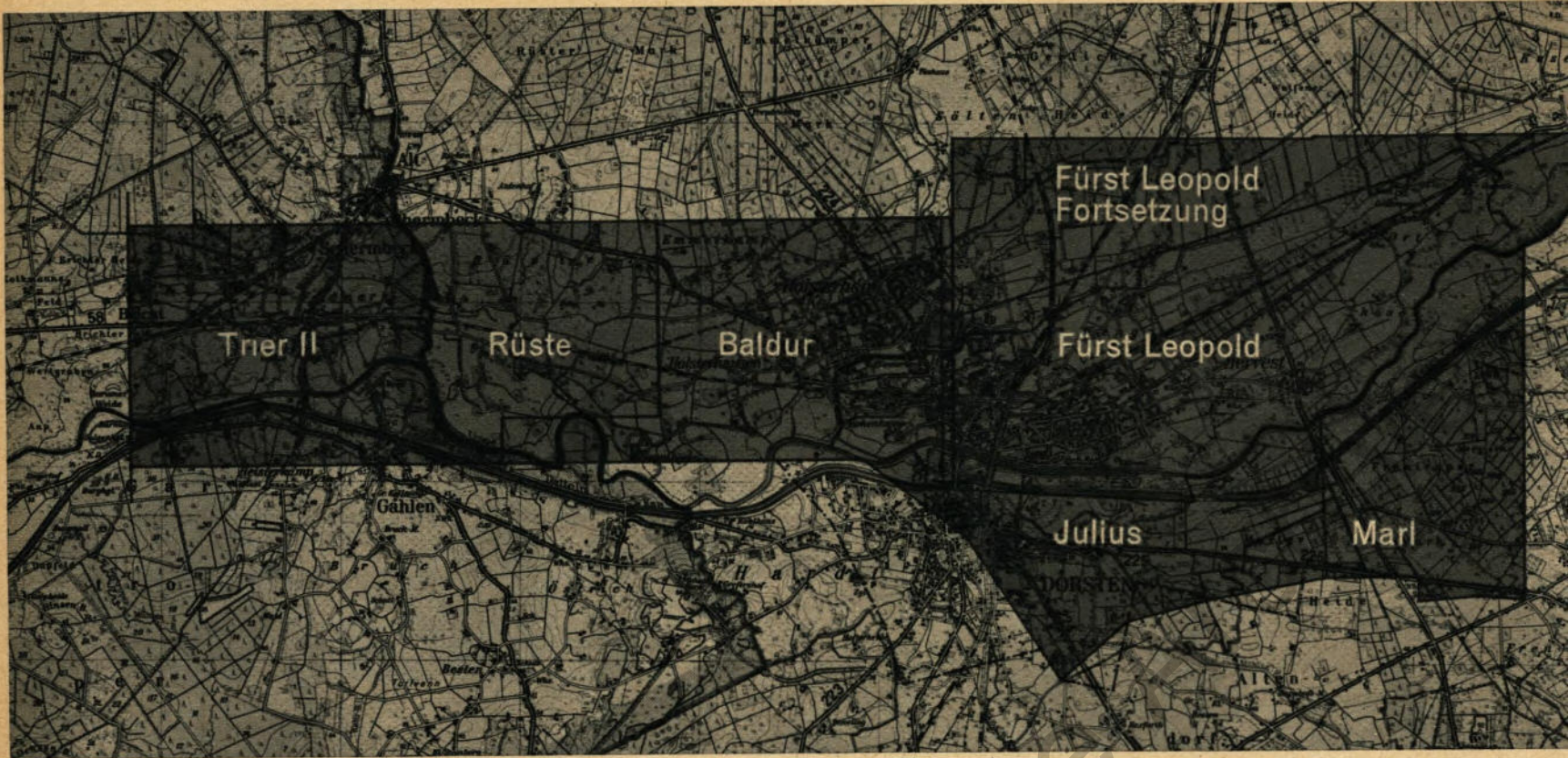
▲ Das Fördergerüst von Schacht 2, die zugehörige Hängebank und das Lesebandgebäude, links im Bild, sind im Herbst 1913 im Bau. Rechts der Abteufturm von Schacht 1, in dem bereits seit dem 19. Januar 1913 Kohlen gefördert werden

kennzeichnete. Damals gewann man die Kohle noch im Kleinabbaubetrieb, dem Stoßbau. Die Bergleute arbeiteten in „Kameradschaften“. Die Schichtleistung einer solchen Kameradschaft lag bei 12 bis 13 Wagen Kohle, wobei die Kohlenwagen einen Inhalt von 0,7 Kubikmeter hatten. Sie wurden teils mit Hilfe der Haspel- oder Seilbahnförderung, teils unter Einsatz von Pferden transportiert.

Immerhin – die Förderung des Jahres 1913 betrug schon 39000 Tonnen. Bereits gegen Jahresmitte hatte der Eigenbedarf der Zeche selbst erbracht werden können. Und am 2. Juli war mit dem Eisenbahnversand begonnen worden. Die Belegschaftszahl stieg von 131 zu Jahresbeginn auf 620 zu Jahresende. Die Untertageleistung des ersten Betriebsjahres lag bei 0,81 Tonne je Mann und Schicht.

Mit der Förderleistung auf der Schachanlage





Baldur allerdings konnte sich Fürst Leopold vorerst noch nicht messen. Auf Baldur hatte die Förderung 1913 223000 Tonnen betragen. Dort hatte man die Ausrichtung verstärkt fortgesetzt, hatte fast 3000 Meter Querschläge und Richtstrecken sowie 140 Meter Blindschächte aufgeföhren und über Tage eine Nußkohlenwäsche in Betrieb genommen.

Die Anlagen wachsen: Ausbau über und unter Tage

Auch das zweite Betriebsjahr nach Aufnahme der Kohlenförderung auf Fürst Leopold war, wie es im Bericht über das Geschäftsjahr 1914 hieß, „noch ein Baujahr“. In der Tat wurde eine Vielzahl neuer Anlagen fertiggestellt und in Betrieb genommen.

Die Gesamtmenge der 1914 auf Leopold geförderten Kohle betrug 119000 Tonnen – das Dreifache dessen, was im Vorjahr gefördert worden war. Diese Leistung verdient um so größere Beachtung, als sie ja im ersten Kriegsjahr erzielt werden konnte. Die zu Jahresbeginn 674 Köpfe zählende Belegschaft wuchs während der ersten sechs Monate auf 1018 Mann. Nach Ausbruch des Krieges jedoch sank sie wieder auf 642, da etwa ein Drittel der Arbeiter und die Hälfte der Beamten eingezogen wurden. Um so bemerkenswerter ist die Tatsache, daß die arbeitstägliche Förderung, die im Januar 310 Tonnen betragen hatte und bis zum Juli auf 520 Tonnen gestiegen war, gegen Jahresende nicht unter 360 Tonnen absank.

Die der Schachanlage gegenüberliegende Siedlung für die Belegschaftsmitglieder hatte gegen Ende dieses zweiten Betriebsjahres bereits ein für damalige Verhältnisse beachtliches Ausmaß erreicht: Sie umfaßte 154 Häuser für Bergleute und Beamte mit insgesamt 475 Wohnungen sowie acht Geschäftshäuser, in denen Geschäfte wie Konsumanstalt, Fleischerei und Bäckerei untergebracht waren.

Trotz der durch den Krieg geschaffenen erschwerenden Verhältnisse konnte der Ausbau der Schachanlage Fürst Leopold auch während der nächsten drei Jahre verhältnismäßig störungsfrei vorangetrieben werden.

Gegen Ende des Jahres 1917 waren auf Fürst Leopold 949 Mann beschäftigt, von denen 711 unter Tage arbeiteten. Die Jahresförderung

hatte inzwischen von den 151000 Tonnen des Jahres 1915 auf 213000 Tonnen zugenommen. Der „Rückstand“ gegenüber der Nachbarzeche Baldur war geringer geworden: Dort hatte man jetzt zwar schon 310000 Tonnen erreicht, aber der Abstand war nicht mehr so offensichtlich wie im Jahre 1913, da den 39000 „Leopold-Tonnen“ nicht weniger als 223000 „Baldur-Tonnen“ gegenübergestanden hatten.

Hier zeichnete sich eine vielversprechende Entwicklung ab, die über die Grenzen des Vestes hinaus Aufmerksamkeit erregte – so auch in Dortmund.

Ein Hüttenwerk erweitert seine Kohlebasis: Hoesch

Gegen Ende des Jahres 1918 erstattete der Vorstand der Eisen- und Stahlwerk Hoesch AG in Dortmund seinen Bericht über das am 30. Juni 1918 zu Ende gegangene Geschäftsjahr 1917/18.

„Um die Kohlenversorgung unserer Werke noch mehr als bisher zu sichern, erwarben wir sämtliche Kuxe der Gewerkschaft Fürst Leopold in Hervest-Dorsten und die maßgebende Mehrheit der Kuxe der Gewerkschaft Fürst Leopold Fortsetzung. Das Bergwerk Fürst Leopold umfaßt 7 Maximalfelder, eine großzügig und mit allem Zubehör ausgestattete Doppelschachanlage nebst erheblichem Grundbesitz und eine größere Anzahl von Beamten- und Arbeiterwohnungen. Der Betrieb ... steht noch in der Entwicklung ... Andererseits aber berechtigen die bisherigen Aufschlüsse zu der Erwartung, daß die in den erworbenen Feldern anstehenden Kohlen, von denen einstweilen nur Gasflammkohlen zur Förderung gelangen, von vorzüglicher Beschaffenheit sind und auch nach der Erschöpfung unserer Kaiserstuhl-Zechen unseren Bedarf für sehr lange Zeit decken werden. Wir haben die Gewerkschaft Fürst Leopold aufgelöst und deren Gesamtvermögen und Schulden übernommen. Den Vorbesitzern sind rund 22 Millionen Mark in bar auszuzahlen ...“

Die Schachanlage Fürst Leopold wechselte aus dem Besitz der Bergwerks-AG Consolidation in den Hoesch-Kreis. Aus der „Gewerkschaft Fürst Leopold“ wurde laut Eintragung in das Dorstener Handelsregister am 22. November 1918 die „Eisen- und Stahlwerk Hoesch

▲ Auf dieser Karte ist der Felderbesitz der Hoesch AG im Vest Recklinghausen eingezeichnet

Aktiengesellschaft in Dortmund mit der Zweigniederlassung: Abteilung Zeche Fürst Leopold in Hervest bei Dorsten“. Das Stammkapital betrug 28 Millionen Mark, eingeteilt in 13332 Aktien im Nennbetrag von je 1500 Mark und 8002 Aktien im Nennbetrag von je 1000 Mark. Die Aktien waren auf den Inhaber ausgestellt – je 500 Mark gewährten eine Stimme.

Die stete Steigerung von Förderung und Leistung, die – mit Ausnahme des Jahres 1917 – während des Krieges zu verzeichnen gewesen war, hielt weiter an, obwohl die Belegschaft vorerst nicht zunahm. 1918 konnte der Abbau auf die erste östliche Abteilung ausgedehnt werden, was die Jahresförderung auf 231000 Tonnen ansteigen ließ. Auf der 3. Sohle in der Hauptabteilung wurde mit der Aus- und Vorrichtung begonnen. Die Leistungssteigerung wäre noch sichtbarer gewesen, wenn nicht mehrtägige Streiks während der beiden letzten Monate des Jahres erhebliche Förderausfälle gebracht hätten. Im ersten Nachkriegsjahr, 1919, erhöhte sich die Belegschaft auf fast 1500 Mann, die Förderung stieg auf 253000 Tonnen.

Ein Jahr später hatte die Belegschaft abermals zugenommen und betrug nun 1900 Beschäftigte. Doch das Jahr 1920 verdient nicht nur festgehalten zu werden, weil die auf nunmehr 334000 Tonnen gestiegene Förderung erstmals die Förderleistung der Nachbarzeche Baldur, die bei 321000 Tonnen lag, übertraf. Wichtiger erscheinen, rückblickend, jene von der Unternehmensleitung des Hauses Hoesch in diesem Jahre zum ersten Male angestellten Überlegungen, die die weitere Entwicklung der Schachanlage Fürst Leopold maßgeblich beeinflussen sollten.

Der Interessenpartner: Köln-Neuessener Bergwerksverein

Blenden wir noch einmal acht Jahre zurück. 1912 hatte Fritz Winkhaus, der technisch und wirtschaftlich gleichermaßen weitsichtige Bergmann, den von ihm – als Nachfolger seines Schwiegervaters Emil Krabler – geleiteten

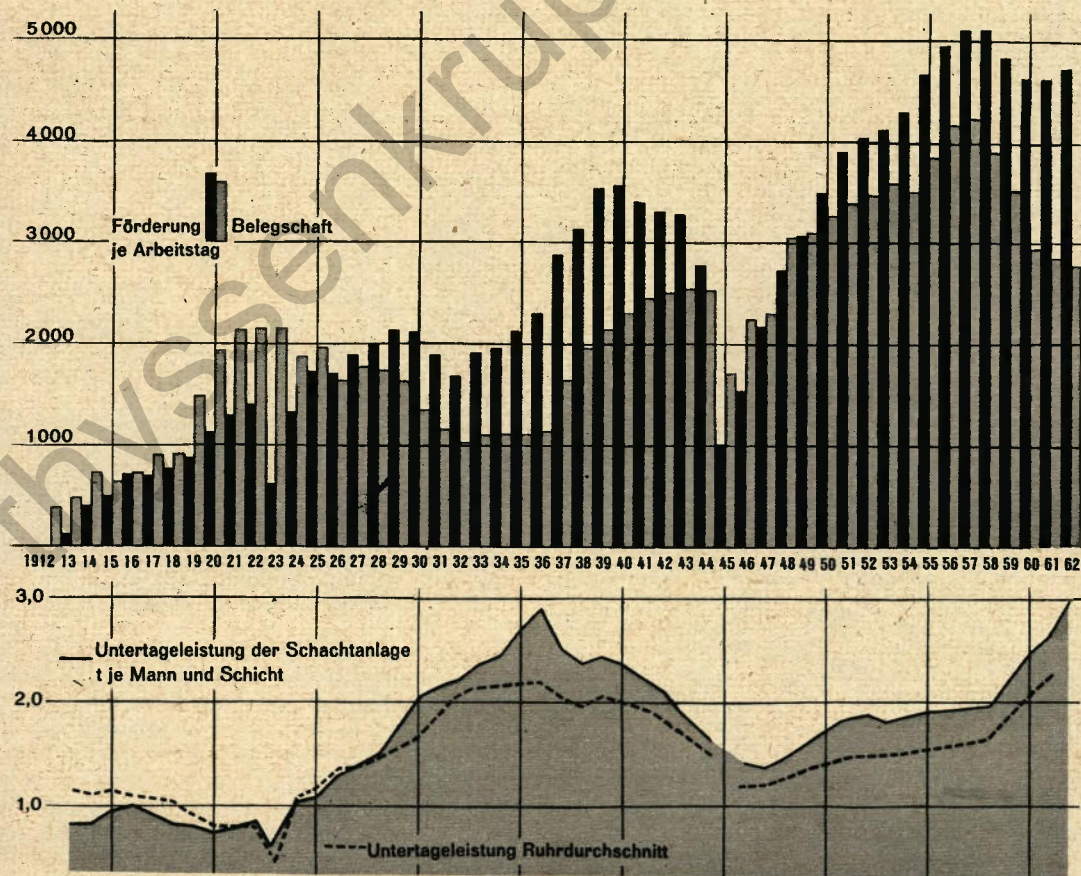


„Kölner Bergwerks-Verein“ mit der benachbarten „Bergbaugesellschaft Neu-Essen“ zum „Köln-Neuessener Bergwerksverein“ vereint. Damit war ein Bergbauunternehmen geschaffen worden, dessen fast quadratischer Felderbesitz in mehr als 15 Millionen Quadratmetern aufgeschlossen war und darüber hinaus über eine Kohlenreserve von nahezu gleicher Größe in Form der unverritzten Grubenfelder Julius und Marl - zwischen Dorsten und Marl gelegen - verfügte. Mit seinen insgesamt sechs Schachtanlagen gehörte der „Köln-Neuessener Bergwerksverein“ zu den Großen unter den reinen Bergbaugesellschaften. In allen Planungen spiegelte sich Fritz Winkhaus' Weitblick. Am Rhein-Herne-Kanal entstand ein Hafen, der der Gesellschaft neben dem Schienenweg auch die Wasserstraße als Absatzweg sicherte. Der Anlage eines eigenen Hafens folgte mit der Erwerbung der alleingeführten „Kohlenhandels-

und Reederei-Gesellschaft Georg Reitz GmbH“ eine eigene Absatzorganisation, die später durch mehrere Kohlenhandlungen erweitert wurde. Die Errichtung einer eigenen Schiffswerft folgte. So stand der „Köln-Neuessener Bergwerksverein“ nach dem ersten Weltkrieg als gut fundiertes Unternehmen da, dessen Leitung nun nach nutzbringenden Anlagemöglichkeiten für das erarbeitete Kapital suchte. Sie boten sich in Form des Zusammenschlusses mit der „Bergwerksgesellschaft Trier“, der einmal die frachtgünstig gelegene Zeche Radbod bei Hamm, zum andern die Zeche Baldur bei Dorsten gehörte, die mit dem Reservefeld Julius des „Köln-Neuessener Bergwerksvereins“ marscheidet.

So war abermals etwas Größeres geschaffen worden. Doch noch immer war dieses erneut größer gewordene Unternehmen eine „reine Zeche“. In seinen weiteren Überlegungen vor die Frage gestellt, den bergbaulichen Charakter des Unternehmens zu wahren oder mit der Tradition zu brechen und Anschluß an die Stahlindustrie zu suchen, entschied sich Winkhaus für den neuen Weg. Die politischen ebenso wie die wirtschaftlichen Verhältnisse zwangen zu Konsequenzen. Die an die Siegerstaaten zu leistenden Reparationszahlungen drangen in die Substanz. Die Geldentwertung bedrohte auch alte, gut fundierte Unternehmen. Das Kohlensyndikat vermochte seine preis- und absatzregulierenden Aufgaben kaum noch zu erfüllen. Hüttenwerke und Zechengesellschaften begannen, sich zusammenzuschließen. Die Überlegung lag auf der Hand: Der Selbstverbrauch eines Hüttenwerkes gibt der Zeche in Zeiten stockenden Kohlenabsatzes Sicherheit. So fanden der „Köln-Neuessener Bergwerksverein“ und das „Eisen- und Stahlwerk Hoesch“ zueinander. Am 1. Juli 1920 schlossen beide Unternehmen einen Interessen-Gemeinschaftsvertrag.

▼ Die grafische Darstellung veranschaulicht die Entwicklung der durchschnittlichen Tagesförderung und der Gesamtbelegschaft während der vergangenen fünfzig Jahre. Die Kurve darunter stellt die durchschnittliche Untertageleistung auf Fürst Leopold-Baldur (je Mann und Schicht) dem Ruhrdurchschnitt gegenüber



1912 Förderung, Belegschaft, Leistung 1962

Jahr	Verwertbare Förderung	Gesamt-Belegschaft	Leistung unter Tage	Leistung Gesamt
1912		377		
1913	39 236	503	0,81	0,30
1914	119 496	669	0,82	0,56
1915	151 418	656	0,96	0,71
1916	216 047	736	0,87	0,69
1917	213 470	873	0,91	0,68
1918	231 475	905	0,83	0,68
1919	252 607	1553	0,80	0,63
1920	334 201	2008	0,74	0,59
1921	393 929	2267	0,78	0,63
1922	423 200	2297	0,84	0,65
1923	174 961	2277	Ruhrbesatzung	
1924	389 391	1987	1,05	0,83
1925	509 872	2068	1,10	0,88
1926	501 401	1719	1,300	1,110
1927	561 907	1867	1,381	1,181
1928	585 635	1836	1,503	1,077
1929	651 634	1717	1,744	1,462
1930	523 035	1484	2,051	1,665
1931	482 080	1262	2,154	1,736
1932	429 620	1129	2,216	1,713
1933	459 831	1199	2,361	1,823
1934	513 903	1201	2,442	1,883
1935	567 304	1200	2,703	2,114
1936	666 734	1235	2,906	2,277
1937	891 406	1725	2,518	2,038
1938	958 803	2078	2,308	1,873
1939	1 080 419	2245	2,445	1,995
1940	1 095 342	2332	2,378	1,927
1941	1 083 902	2447	2,239	1,814
1942	1 081 194	2534	2,124	1,730
1943	1 096 124	2867	1,873	1,534
1944	918 637	2907	1,699	1,403
1945	279 974	1800	1,342	1,055
1946	463 537	2362	1,421	1,126
1947	658 278	2956	1,375	1,168
1948	828 642	3222	1,467	1,299
1949	937 572	3272	1,599	1,423
1950	1 058 644	3436	1,740	1,552
1951	1 185 130	3582	1,847	1,646
1952	1 226 555	3776	1,893	1,691
1953	1 251 775	3982	1,819	1,639
1954	1 300 416	3903	1,868	1,693
1955	1 412 910	4296	1,911	1,805
1956	1 499 302	4477	1,929	1,755
1957	1 486 041	4553	1,950	1,768
1958	1 396 080	4178	1,973	1,777
1959	1 363 956	3782	2,207	1,960
1960	1 214 618	3127	2,482	2,172
1961	1 204 075	3018	2,647	2,297
1962	1 235 321	2845	2,975	2,562

Die Daten für die Zeche Baldur (1912-1931) sind in dieser Aufstellung und in nebenstehendem Schaubild nicht enthalten

Leistungssteigerung: StREBBAU

Das kommende Jahrzehnt stand im Zeichen steigender Fördermengen und weiterer technischer Vervollkommnung. 1922 wurden auf Fürst Leopold 423 000 Tonnen, auf Baldur 448 000 Tonnen gefördert. Beide Schachtanlagen erhielten neue Turbokompressoren, deren Stundenleistung bei 19 000 beziehungsweise 28 000 Kubikmeter lag. Während auf Leopold der Ausbau des Schachtes 1 bis zur 2. Sohle beendet werden konnte, ging man auf Baldur daran, den Schacht 2 von der 1. zur 2. Sohle weiterzuteufen. Hier wurden übrigens 1922 die Benzolokomotiven aus dem Betrieb gezogen und durch elektrische Fahrdraktloks ersetzt. Einen starken, wenn auch nur vorübergehenden Rückgang der Förderung beider Schachtanlagen brachte das Jahr 1923, in dem die Jahresförderung auf 175 000 Tonnen beziehungsweise 181 000 Tonnen sank.

In dem Vorstandsbericht für das Geschäftsjahr 1923/24 hieß es hierzu in sachlicher Kürze: „Dem im Januar 1923 erfolgten Einmarsch der Franzosen und Belgier in das Ruhrgebiet und der gegen Mitte Februar in Kraft gesetzten Sperrung des Versandes aus dem besetzten nach dem unbesetzten Gebiet folgten im Juli 1923 die Besetzung und Stilllegung unserer Betriebsanlagen...“

Das Jahr 1924 brachte der deutschen Wirtschaft erhebliche Erleichterungen: Nach Annahme des Dawesplanes durch den Reichstag fiel die Zollgrenze zwischen dem besetzten und dem unbesetzten Gebiet, die Zahlungen an Ein- und Ausfuhrzöllen ebenso wie die Kohlensteuer hörten auf, die Behinderung wirtschaftlicher und technischer Planungen durch die Besatzungsorgane ließ nach. Nicht zuletzt aber: Die Währung war wieder stabil.

1925 schnellte auf Fürst Leopold die Jahresförderung mit 510 000 Tonnen erstmals über die Halbmillionengrenze. Die Hauerleistung, die 1922 noch 1,47 Tonnen je Mann und Schicht betragen hatte, stieg auf 1,95 Tonnen. Entscheidend für diesen Leistungsanstieg war einmal der Übergang vom Stoßbau zum StREBBAU. Kleine Stoßbaubetriebe wurden zu Streben zusammengefaßt, deren Länge anfänglich 80 bis 150 Meter betrug und schon bald auf 200 Meter ausgedehnt wurde. In ihnen kamen neue Großschrämmaschinen zum Einsatz. Ihre Schräm-

stangen wurden später durch Schrämketten, die Kolbenmotoren durch Pfeilradmotoren ersetzt. Die Kohle wurde über mehrere hintereinander angeordnete Schüttelrutschen aus dem Streb abgefördert. Erstmals trat – auf der 2. Sohle des Nordfeldes – elektrische Lokomotivförderung an die Stelle der Seilbahnförderung.

Die in den folgenden Jahren durchgeführte systematische Betriebskonzentration unter Tage, verbunden mit den erwähnten technischen Verbesserungen, ließ die Förderung bis zum Jahre 1929 auf 652 000 Tonnen ansteigen.

Kohle schwimmt: Zechenhafen

In den zwanziger Jahren wurde die Bedeutung der künstlichen Wasserstraßen des „Neuen Reviers“, wie das Vest in jüngster Zeit genannt wird, als Transportwege für Massengüter immer klarer sichtbar. Neben dem Dortmund-Ems-Kanal und dem Rhein-Herne-Kanal verfügt dieser Wirtschaftsraum über eine dritte große Wasserstraße, den Lippe-Seiten-Kanal, mit dessen Bau man 1915 begonnen hatte. Der Ausbau seiner Weststrecke zwischen Datteln und Wesel, mit der ebenfalls bereits 1916 begonnen worden war, erfolgte in den Jahren 1924 bis 1930. Aus diesem Grunde begann Hoesch 1927 mit dem Bau eines Zechenhafens, „über den die Kohlen von den Zechen Fürst Leopold und Baldur auf dem Wasserwege verfrachtet werden sollen“. Im März 1930 wurde Dorstener Hoesch-Kohle erstmals auf dem Wasserwege versandt.

Verschmelzung: Hoesch-Köln-Neuessener Bergwerksverein

Am 1. Juli 1930 jährte sich zum zehnten Male der Tag, an dem das Eisen- und Stahlwerk Hoesch und der Köln-Neuessener Bergwerksverein miteinander einen Interessenvertrag geschlossen hatten. Ein halbes Jahr später, am 29. Dezember 1930, wurde ihm nachträglich jene Bedeutung verliehen, die er heute in der Geschichte des Hauses Hoesch verdient.

An jenem 29. Dezember 1930 verbanden sich beide Gesellschaften zu einem neuen, größeren Unternehmen, der „Hoesch-Köln-Neuessen, Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb“, wobei Hoesch aufnehmende Gesell-

schaft wurde. Diese Entwicklung war die logische Folge einer fruchtbaren Zusammenarbeit, die sich zehn wirtschaftlich schwere Jahre lang bewährt hatte. Zu erwähnen ist noch, daß der Köln-Neuessener Bergwerksverein unmittelbar zuvor das Gesamtvermögen der Bergwerksgesellschaft Trier erworben hatte und damit neben seinem sonstigen Bergwerksbesitz auch die Dorstener Schachtanlage Baldur und die Zeche Radbod bei Hamm in die Neugründung einbrachte.

Ein neues Unternehmen war entstanden, durch den Verbund von Kohle und Eisen auf eine breitere Basis gestellt: auf der Eisenseite eine Jahreserzeugung von nahezu einer Million Tonnen Rohstahl und 715 000 Tonnen Walzstahlfabrikaten und Erzeugnissen der Weiterverarbeitung, auf der Kohleseite 5,8 Millionen Tonnen Kohle und 1,8 Millionen Tonnen Koks.

Aus zwei mach eins: Fürst Leopold-Baldur

Das Jahr 1931 ist in die Geschichte des Bergbaus eingegangen als das Jahr des Zechensterbens. Die noch immer nicht abgeklungene Weltwirtschaftskrise ebenso wie der Niedergang der Kohlen- und Koks Märkte wurden auch im Hoesch-Bergbau deutlich sichtbar. Insbesondere bereitete in immer stärkerem Maße der Absatz von Gasflammkohle, wie sie auf Baldur vornehmlich gefördert wurde, Schwierigkeiten. Nach eingehender Überlegung wurde der Entschluß gefaßt, Baldur stillzulegen. Doch wurden die Baufelder Baldur und Fürst Leopold durch eine Verbindungsrichtstrecke von neun Quadratmeter Querschnitt zusammengelegt. Der Durchschlag erfolgte am 17. Juni 1931 und schuf die Möglichkeit, die künftig auf Baldur gewonnene absatzfähige Kohle über Fürst Leopold zu fördern.

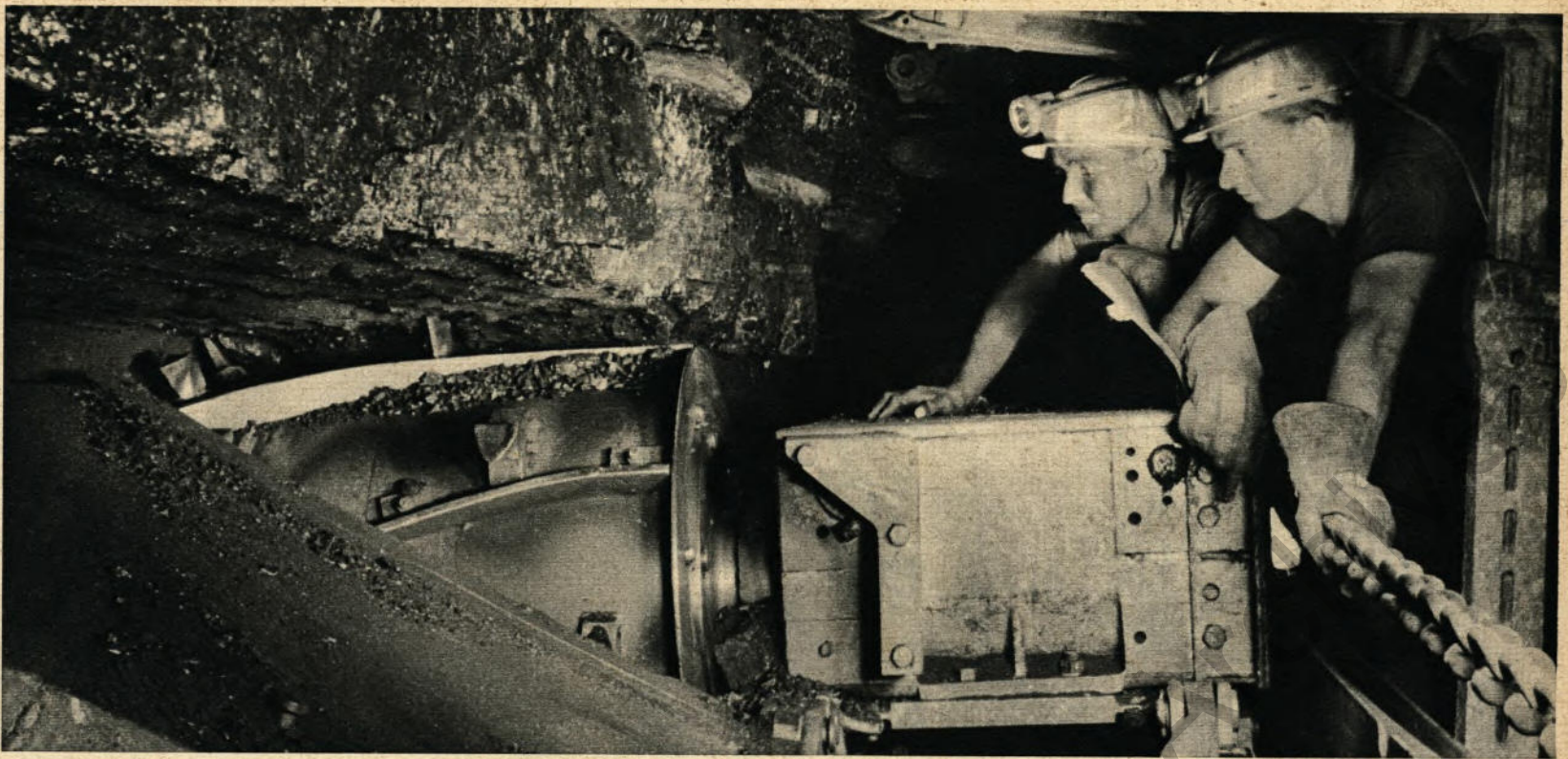
Aus den zwei Schachtanlagen wurde die unter einer Verwaltung stehende Anlage Fürst Leopold-Baldur.

Über und unter Tage: Modernisierung

Die Stilllegung der Zeche Baldur ermöglichte nun eine weitsichtige technische und organisatorische Neuplanung, deren Ziel Steigerung der jährlichen Förderleistung auf Fürst Leopold hieß. So wurde dort über Tage die Dampf- und Kraftwirtschaft zusammengefaßt.



Um einen von Konjunkturschwankungen unabhängigen Kohlenabsatz zu sichern, entstand auf der Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur ein Hochdruckkraftwerk, das die schwer absetzbare Ballastkohle verwertet (links). Ebenso wie das Kraftwerk verbraucht auch eine neben der Schachtanlage errichtete Druckvergasungsanlage der Steinkohlengas AG regelmäßig Leopold-Kohle (oben)



Unter Tage schritt die Betriebskonzentration voran. Die Streblängen erreichten teilweise das Ausmaß von 250 Metern. Das Kohlebohren erfolgte mittels einer neuen Bohrturbine. Und man ging immer mehr dazu über, die Kohle im Streb planmäßig zu schießen.

Nach der Wirtschaftskrise: 1 Million Tonnen im Jahr

Größtmögliche Nutzung der Leopold-Schächte, dieses Ziel, das man nach Zusammenlegung der Zechen Baldur und Fürst Leopold anstrebte, schien im Jahre 1932 in weite Ferne zu rücken. Die Auswirkung der Wirtschaftskrise spiegelte sich in einem Tiefstand von Förderung und Belegschaftszahl. Die Förderleistung sank auf 430000 Tonnen. Trotz dieser bedenklichen Entwicklung verblieb der Unternehmensleitung ein schwacher Trost: In dem gleichzeitigen Ansteigen der Grubenleistung auf 2,21 Tonnen je Mann und Schicht zeigten sich die ersten Früchte systematischer Modernisierung. Denn noch zwei Jahre zuvor hatte die Grubenleistung erst 1,74 Tonnen je Mann und Schicht betragen. Doch das Tief war bald überwunden. Über 514000 Tonnen im Jahre 1934 schnellte die Förderung auf 667000 Tonnen im Jahre 1936 empör, das gleichzeitig mit einer Grubenleistung von mehr als 2,9 Tonnen je Mann und Schicht eine Höchstleistung brachte, die erst im Jahre 1962 übertroffen wurde. Die Millionengrenze wurde erstmals 1939 überschritten – mit einer Förderung von 1080000 Tonnen, die bis gegen Kriegsende nur unwesentlich schwankte.

Tiefstand: 1945

Man könnte Dorstens und seiner Schachanlage Not aus dem Jahre 1945 in Zahlen fassen. Man könnte die Zerstörungsgrade in erschreckend hohen Hundertsätzen noch einmal sichtbar machen. Doch mag es genügen, zu registrieren, daß Fürst Leopold nach einem ersten Tieffliegerangriff im Februar des letzten Kriegsjahres schließlich noch im März zwei Großangriffen ausgesetzt war. Verwaltungsgebäude, Separation, Markenkontrolle und Zechenbahnhof trugen schwere Schäden davon. Ein Volltreffer zerstörte das Gerüst des Schachtes 1 und ließ die Körbe der östlichen Förderung abstürzen.

Sämtliche Förderseile wurden beschädigt. Die Ventilatoren fielen ebenso aus wie die Strom- und Wasserzufuhr. Es gab keine Wasserhaltung mehr.

Am 28. März 1945 marschierten amerikanische Truppen in Dorsten ein.

Doch Kohle ist ein eigener Stoff. Sie will dienen, will die in ihr schlummernden Energien nutzbar machen. Sie fragt nicht nach Freund oder Feind. Bereits am 1. April begann man auf Fürst Leopold mit dem Sumpfen der 3. Sohle. Im Dezember arbeiteten wieder, wie zu Beginn des Jahres, mehr als 2000 Menschen auf Fürst Leopold, nachdem die Belegschaftszahl im Sommer vorübergehend auf 1383 gesunken war. Die Gesamtförderung des Jahres 1945 belief sich auf 280000 Tonnen.

Nach fünf Jahren: Vorkriegsstand

Doch die Kumpels packten zu. Und es wurden immer mehr. 1946 arbeiteten bereits wieder mehr als 2800 Mann auf Fürst Leopold. Sie förderten 464000 Tonnen Kohle. Obwohl alles noch keineswegs reibungslos lief und man, wie überall, mehr von einfallreicher Improvisation abhing als von systematischer Planung, der die Materialknappheit des ersten Nachkriegsjahres entgegenstand.

Die Bergleute kamen 20, 30, 40 Kilometer weit her. Es schien, als spüre jeder, daß der Pütt sie brauchte, daß so unendlich vieles noch zu schaffen war, wenn alles wieder reibungslos laufen sollte. Sie arbeiteten trotz ungenügender Bewetterung, hoher Temperaturen und beträchtlich gesteigener relativer Feuchte der Wetter vor Ort. Und sie förderten von Jahr zu Jahr mehr Kohle. 1947 waren es 658000 Tonnen, 1949 bereits 938000 Tonnen und 1950, fünf Jahre nach Kriegsende, machten sie Fürst Leopold-Baldur mit einer Förderung von 1059000 Tonnen zu einer der ersten Zechen des Ruhrgebiets, die ihre Vorkriegsleistungen wieder erreicht hatte.

Seit 1949 hatte man im Grubenbetrieb die während des Krieges vernachlässigte Ausrichtung in verstärktem Maße wieder aufgenommen. Die Kohle wurde geschrämt, geschossen und mit dem Abbauhammer gewonnen, der Holz- ausbau durch stählernen Ausbau ersetzt. Als Versatzverfahren trat an die Stelle des Handversatzes vorwiegend der Bruchbau. Als

▲ *Bedeutenden Anteil an dem hohen Grad der Mechanisierung auf Fürst Leopold-Baldur haben die im Abbau eingesetzten Hochleistungsschrämmaschinen (unser Bild). Wilhelm Steffen und Walter Quass beobachten hier, ob die Walze richtig eingestellt ist*

der neue Turbokompressor in Betrieb genommen war und die Preßluftwirtschaft wesentlich verbessert hatte, konnte auch in größerem Umfange mit dem Blasversatz begonnen werden. Die Grubenleistung, 1945 auf 1,34 Tonnen je Mann und Schicht abgesunken, stieg bis 1950 wieder auf 1,74 Tonnen an.

Nutzung der Flammkohle: Hochdruckkraftwerk in der Planung

Heute schon an morgen denken – dieser im Hause Hoesch seit Jahrzehnten verfolgte Grundsatz lag auch einer Planung zugrunde, die 1950 feste Formen annahm und in den folgenden Jahren Wirklichkeit wurde: die Errichtung eines Hochdruckkraftwerkes auf der Zeche Fürst Leopold-Baldur.

Man ging von der Überlegung aus, daß Leopold Baldur bis zu einer Teufe von 1200 Meter über einen Vorrat von weit über 200 Millionen Tonnen hochflüchtiger Flammkohle verfügt, die sich u.a. ausgezeichnet als Kraftwerksbrennstoff eignet, zudem flach gelagert ist und deshalb weitgehend maschinell, also zu günstigen Selbstkosten abgebaut werden kann. Freilich sind nur knapp 80 v. H. der geförderteten Rohkohle als verwertbar anzusehen. Ein Teil der ausgebrachten Wäscherezeugnisse weist einen erheblichen Aschengehalt auf, ist also mit Ballaststoffen durchsetzt, die seinen Absatz auch in Zeiten lebhafter Kohlenachfrage schwierig macht. So wurde der Entschluß gefaßt, auf der Zeche Fürst Leopold-Baldur ein Hochdruckkraftwerk zu errichten, das mit eigener Kohle beschickt werden konnte. Der Gedanke lag um so näher, als man im werkseigenen Bereich, insbesondere nach Fertigstellung der Erneuerungs- und Erweiterungsbauten der Dorfmunder Westfalenhütte, einen erheblichen ungedeckten Strombedarf hatte. Wichtiger noch aber war die Überlegung, daß der Bau eines Kraftwerkes sowohl eine stettige Beschäftigung der Bergleute auf Fürst Leopold-Baldur als auch einen von Konjunkturschwankungen unabhängigen Kohlenabsatz sichern müßte. Denn: die

Edelenergie Strom läßt sich zweifellos leichter absetzen als eine verhältnismäßig schlechte Kohle. Nicht zuletzt aber deutete alles darauf hin, daß es gelingen würde, die Förderung auf Leopold-Baldur dank der flachen Lagerung der Kohle auf dem Wege systematischer Abbaumechanisierung weiter zu steigern. 1950 wurde der erste Bauabschnitt in Angriff genommen.

Hoesch Bergwerks-AG und Altenessener Bergwerks-AG: Entflechtung

Am 12. Mai 1950 trat das von der Alliierten Hohen Kommission erlassene Gesetz Nr. 27 in Kraft. Es löste ein bereits 1948 geschaffenes Gesetz Nr. 75 ab, dessen Zweck seinerzeit war, die Konzerne der deutschen Grundstoffindustrie aufzulösen und die Betriebe des Kohlenbergbaus von den mit ihnen verbundenen Hüttenwerken zu trennen. Glücklicherweise ließ das neuere der beiden Gesetze, das Gesetz Nr. 27, gegenüber der ersten Planung bereits eine gewisse Auflockerung der alliierten Entflechtungsvorstellungen erkennen.

Nachdem die Westfalenhütte bereits 1947 selbständige Gesellschaft geworden war, wurde auf der Grundlage dieses Gesetzes Nr. 27 die Hoesch AG in drei Nachfolgesellschaften aufgliedert: die Hoesch Werke AG in Dortmund, die Altenessener Bergwerks-AG in Essen-Altenessen und die Industrierwerte AG in Dortmund.

Zur Hoesch Werke AG gehörte nun neben der Westfalenhütte und den Verarbeitungsbetrieben die Hoesch Bergwerks-AG mit Sitz in Dortmund und der Aufgabe, den Brennstoff- und Energiebedarf der Westfalenhütte sicherzustellen. Sie umfaßte die Schachtanlagen Kaiserstuhl I und II sowie die Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur.

Die übrigen Hoesch-Zechen – Fritz-Heinrich, Emil-Emscher und Radbod – wurden in der neugegründeten Altenessener Bergwerks-AG zusammengefaßt.

Die Industrierwerte AG schließlich übernahm die Verwaltung der verschiedenen Hoesch-Beteiligungen.

Unter Tage: Teilmechanisierung der Kohlegewinnung

Seit Jahren war man, wie überall im Bergbau, auch auf Leopold-Baldur um Rationalisierung bemüht. Das Ziel lautete: mehr Kohle bei geringerem Arbeits- und Kostenaufwand. Auf Leopold-Baldur haben die steten Bemühungen, den Bergmann von der körperlich schweren Arbeit weitgehend zu entlasten, gute Erfolge gezeitigt. Die Arbeit unter Tage begann, insbesondere während der fünfziger Jahre, leichter zu werden. In der Tat waren die Mechanisierungsvoraussetzungen auf dieser Schachtanlage sehr günstig. Mehr noch – sie bildeten geradezu eine Vorbedingung für lohnenden Abbau.

Man muß wissen, daß sich hier der Kohleabbau in den sogenannten „Dorstener Schichten“ vollzieht, den jüngsten Schichten aus der Karbonzeit. Diese Flammkohle ist infolge ihrer Härte mit Hilfe von Abbauhämmern kaum zu gewinnen – einmal mit Rücksicht auf die damit verbundene außergewöhnliche körperliche Beanspruchung des Bergmanns, zum anderen würden die Gestehungskosten jedes wirtschaftlich tragbare Maß überschreiten. Glücklicherweise jedoch fallen die Flöze im Baufeld Fürst Leopold mit ihren Mächtigkeiten zwischen 0,80 und 1,60 Meter vorzugsweise flach ein und sind zudem nur in begrenztem Maß durch Gebirgsstörungen zerrissen. Sie gestatten also den Einsatz

von Schrämmaschinen: die anstehende Kohle kann schneidend gewonnen werden.

So konnte auf Leopold-Baldur schon frühzeitig die erste Voraussetzung rationellen Abbaubetriebes geschaffen werden – der gleichbleibend rhythmische Ablauf der Arbeitsvorgänge: Schrämen, Schießen und Abtransport der Schram- und Schußkohle – Auskohlen und Ausbauen des Verhiebefeldes – Fördermittelverlegung – Versatz. Jeder der vor Ort arbeitenden Männer hatte sein festes Arbeitspensum und wurde zum Spezialisten, der schnell und zuverlässig arbeitet. Auch eine zweite Vorbedingung für wirtschaftlichen Abbau konnte auf Leopold geschaffen werden: ausreichender Kohleanfall je Betriebspunkt, der die nachgeschalteten Fördereinrichtungen auslastet. Die Fördermenge von mehr als 400 Tagestonnen je Streb lag über dem Ruhrdurchschnitt. Die Strebfrenten erreichten Längen bis zu 300 Metern.

Im Zuge der Rationalisierung wurde auch dem Problem der Abförderung der Kohle verstärkte Aufmerksamkeit gewidmet. Leistungsfähige Fahrdrahtlokomotiven auf dem weitmaschig angelegten Hauptstreckennetz der zweiten und dritten Sohle boten die Voraussetzung für regelmäßige und sichere Bedienung der Ladestellen mit Förderwagen. Die anfallende Kohle mehrerer Abbaubetriebe wurde in den Blindschächten über spiralige Wendelrutschen in bereitgestellte Züge abgefüllt. Mit dem Übergang zur Wendelrutsche war nun die Möglichkeit gegeben, vorübergehend gewisse Kohlenmengen zu bunkern und damit gelegentlichen Leerwagenmangel zu überbrücken, ohne daß die Arbeit im Streb unterbrochen werden mußte. Außerdem konnten die Wendelrutschen auch zur Abwärtsförderung von Versatzbergen benutzt werden.

Nicht zuletzt aber wurde dem Problem verstärkter Elektrifizierung erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt. Der wachsende Einsatz von Maschinen aller Art erforderte zusätzliche elektrische Energie. Glücklicherweise lagen hier die Verhältnisse auf Leopold-Baldur dank des fast völligen Fehlens von Schlagwettern besonders günstig.

Der Erfolg dieser weitgehenden Mechanisierung blieb nicht aus. Im Jahre 1956 erreichte Fürst Leopold-Baldur mit 1499000 Tonnen die bis dahin höchste Jahresförderung. Die Grubenleistung je Mann und Schicht war nun auf 1,93 Tonnen gestiegen.

Über Tage: größer, besser, schneller

In diesen fünfziger Jahren waren über der Modernisierung unter Tage die Übertageanlagen nicht vernachlässigt worden. Überall hatte man vergrößert, verbessert, beschleunigt. Auf der westlichen Seite des Zechenplatzes war ein zweites Eingangsgebäude erstanden. Neben ihm wuchs das Gesundheitshaus empor. Als Ersatz für die Grubenrettungsstelle, die kaum mehr als ein Provisorium war, wurde ein hochmodernes Grubenrettungsgebäude errichtet, das eine durch zwei Geschosse gehende 162 Meter lange gasdichte Übungsstrecke enthält, die den Strecken unter Tage naturgetreu nachgebildet ist.

Am Schacht 1 wurde ein Fördermaschinengebäude errichtet und eine Zwillings-Tandem-Fördermaschine, die bis dahin auf Radbod gestanden hatte, aufgestellt. Am Schacht 2 erhielt die Hängebank einen erweiterten Wagenumlauf. In der Kohlenwäsche wurden mit neuen Vorklassier- und Nußverladesieben ebenso wie mit moderneren Waschwasserpumpen höhere Leistungen erzielt. Auch kam eine neue Grobkornsetzmaschine in Betrieb. Außerdem begann man, die in der Wäsche besonders ausgekläub-

ten Tonschieferlagerungen von Flöz Erda in zwei Schachtföfen zu Vorprodukten für die Herstellung feuerfester Steine zu brennen.

Hochdruckkraftwerk: beide Bauabschnitte vollendet

Die erste Ausbaustufe des Kraftwerkes war im wesentlichen für den Eigenbedarf der Schachtanlage an Dampf, Strom und Preßluft im Rahmen des Zechenbedarfs ausgelegt worden. An die Bergmannssiedlungen, die Stadtwerke Dorsten und die VEW wurden nur unbedeutende Mengen abgegeben.

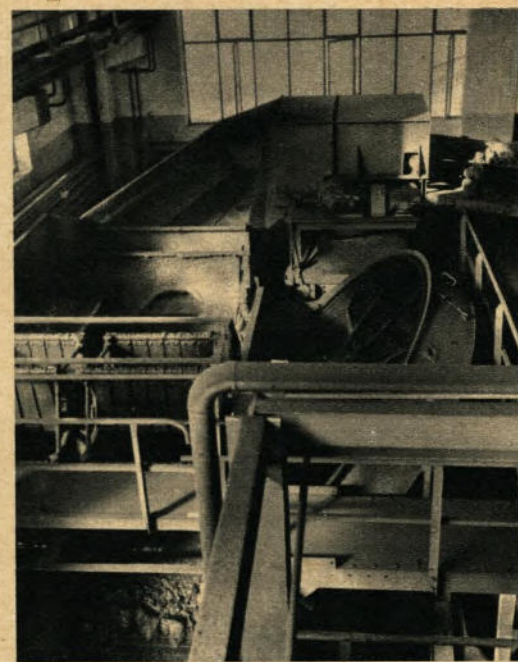
Inzwischen hatte jedoch die Essener Ruhrgas AG, Deutschlands bedeutendstes Gasvertriebsunternehmen, den Plan gefaßt, neben Fürst Leopold-Baldur eine Anlage zur Starkgaszerzeugung aus Leopold-Kohle nach dem Druckvergasungsverfahren zu erstellen. Darüber hinaus meldete die Westfalenhütte als Folge beträchtlicher Betriebserweiterungen erhöhten Strombedarf an. So wurde denn die zweite Ausbaustufe in Angriff genommen. Die Kesselanlagen wurden erweitert, die beiden vorhandenen Turbo-Kompressoren ergänzt. Damit waren alle Voraussetzungen erfüllt, um täglich neben Mittelprodukten, Filterschlamm und Schleuderkohle noch 700 Tonnen Rohfeinkohle bis zu 3 Millimeter, ein sonst kaum absetzbares Produkt, zu verarbeiten.

Darüber hinaus aber stand zu erwarten, daß die Druckvergasungsanlage der Ruhrgas AG einen täglichen Bedarf an 900 Tonnen Rohkohle haben würde. Damit war der Verbrauch von nahezu 35 v.H. unaufbereiteter Förderung an Ort und Stelle gesichert.

Die folgenden Jahre haben die technische Sorgfalt ebenso wie die wirtschaftliche Weitsicht dieser Planung vollauf bestätigt.

1958: die ersten Halden

Während des vergangenen Vierteljahrhunderts war überall in der Welt der Energiebedarf gestiegen. Und doch trat eine Entwicklung ein,



▲ Die Rationalisierung der Übertageanlagen hielt mit der des Untertagebetriebes Schritt: so wurde beispielsweise die Wäsche erweitert und mit neuartigen Schwertrübesinkscheidern ausgerüstet (unser Bild), in denen die Kohle von Bergen getrennt wird

► Alle Mechanisierung unter Tage kann und wird aber nie den Menschen ersetzen – ohne ihn ist der Steinkohlenbergbau auch heute nicht denkbar. Unser Bild zeigt ausfahrende Bergleute nach der Schicht

die man einst für unmöglich gehalten hätte: Kohle als Energiequelle hatte Konkurrenten bekommen – flüssige Brennstoffe, Wasserkraft, Erdgas. Die Steigerung des Energieverbrauchs um 40 v. H. kam nur zur Hälfte der Steinkohle zugute. Ihre Bedeutung als Energiequelle verlor die einsame Höhe von einst.

Im Jahre 1958 entstanden die ersten Halden. Das plötzliche Überangebot an Kohle hatte mehrere Ursachen: Der ungewöhnlich milde Winter 1957/58 hatte den Absatz an Hausbrandkohle zurückgehen lassen. Der Kohlebedarf der industriellen Verbraucher war ebenfalls geringer geworden, da sich zahlreiche Betriebe angesichts der in den Vorjahren herrschenden Kohlenknappheit erfolgreich um kohlesparende Rationalisierungsmaßnahmen bemüht hatten. Rückläufiger Absatz in der Eisen- und Stahlindustrie ließ auch hier den Verbrauch zurückgehen. Strukturwandlungen in der gesamten Energiewirtschaft der Bundesrepublik taten ein übriges. Und schließlich drängte die durch den Kostenvorsprung des amerikanischen Bergbaus begünstigte amerikanische Kohle auf den deutschen Markt.

Insgesamt wurden in den ersten neun Monaten des Jahres 1958 in der Bundesrepublik 7,7 v. H. weniger Kohle verbraucht als im gleichen Zeitraum des Vorjahres.

Die Absatzkrise wurde auch auf Fürst Leopold-Baldur spürbar. Sie setzte im Frühjahr ein und führte trotz der Einlegung von 15 Feierschichten bis zum Jahresende zur Aufhaltung von 221 000 Tonnen. Im folgenden Jahr stiegen die Haldenbestände weiter und erreichten im Oktober 1959 mit 281 000 Tonnen ihren Höchststand.

Den veränderten Verhältnissen wurde durch allmähliche Einschränkung der Förderung von rund 1,5 auf 1,2 Millionen Jahrestonnen Rechnung getragen. Dabei ging die Untertagebelegschaft in den Jahren 1958 bis 1962 von 2863 auf 1730 Mann zurück. Die Belegschaftsmitglieder wurden teilweise im Rahmen einer Betriebsvereinbarung vorzeitig pensioniert oder auf unsere

anderen Schachtanlagen, vornehmlich nach Altenessen, verlegt.

Die Drosselung der Fördermenge führte bis zum November des Jahres 1962 zu einem Abbau der Kohlenhalden auf 44 000 Tonnen.

Hoesch Bergbau wieder vereint: Hoesch AG Bergbau

Am 29. April 1959 beschloß die Hauptversammlung der Hoesch Werke AG, den alten Firmennamen Hoesch AG wieder anzunehmen. Im Verlaufe des Jahres änderte Hoesch dann nach dem Umwandlungsgesetz den rechtlichen Aufbau des Konzerns. Im Rahmen dieser Veränderungen gaben auch die Altenessener Bergwerks-AG und die Hoesch Bergwerks-AG ihre Rechtspersönlichkeit auf. Sie wurden in Rechtsform einer Zweigniederlassung der Hoesch AG zusammengefaßt. Damit waren nun alle Schachtanlagen der Hoesch AG – Kaiserstuhl, Radbod, Emil-Emscher, Fritz-Heinrich und Fürst Leopold – in der Hoesch AG Bergbau wieder vereint.

Das Jubiläumsjahr: im Zeichen moderner Bergbautechnik

Jene braven Kumpels, die vor einem halben Jahrhundert auf Fürst Leopold unter hartem körperlichem Einsatz in dreiköpfigen Kameradschaften die erste Kohle gewannen, haben kaum ahnen können, in welchem Umfang die Technik im Verlaufe von fünf Jahrzehnten fortschreiten und damit auch die Arbeit unter Tage leichter machen würde. Nicht, daß ihren Enkeln heute jede physische Anstrengung erspart bliebe – mühelos läßt sich Kohle noch immer nicht fördern. Doch hat technisches Denken die Muskelkraft weitgehend durch die Maschine zu ersetzen verstanden. Und Rationalisierung tat ein übriges, um die Leistung zu steigern – schließlich heißt „ratio“ Vernunft.

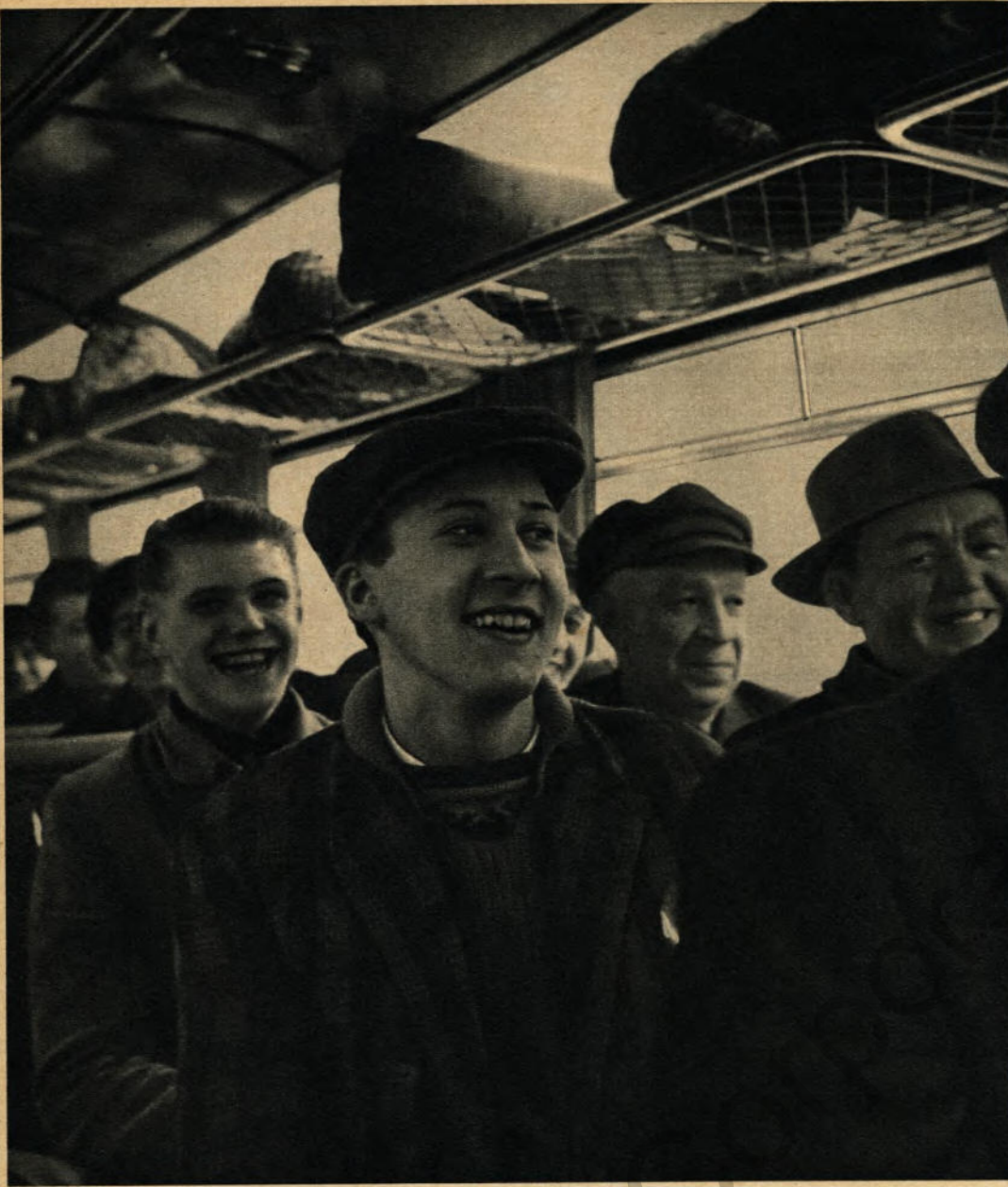
Es begann damals, in dem ersten halben Monat des Jahres 1913, mit 500 Tonnen. Heute liegt die

Förderung auf Fürst Leopold-Baldur bei 4700 Tonnen – täglich. Mehr noch: diese tägliche Fördermenge wird in nur sechs Abbaureviere gewonnen. Jeder Abbaubetrieb erbringt also täglich im Mittel 790 Tonnen, eine Zahl, deren Bedeutung klar wird, wenn man weiß, daß der Ruhrdurchschnitt bei 390 Tonnen liegt. Sie ist das Ergebnis systematischer Betriebskonzentration in Form einer sinnvollen Zusammenlegung ergiebiger Abbaupunkte. Überall dort, wo die bergmännischen Voraussetzungen es zulassen, werden zwei Strebe von je 200 bis 250 Meter Länge in einer Front zu einem Betriebspunkt zusammengefaßt. Auf einer gemeinsamen Mittelstrecke kann die in beiden Streben gewonnene Kohle abgefördert werden. Damit wird nicht nur eine Abbaustrecke eingespart – auch die der Kohlenförderung dienenden Betriebsmittel wie Stahlgliederband, Ladeeinrichtungen und Lokomotivpark lassen sich besser auslasten. Ein „T-Betrieb“, so genannt wegen seines Grundrisses, erbringt täglich 1400 Tonnen.

Der erste Schritt von der teilmechanisierten zur vollmechanisierten Kohlegewinnung war in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre getan worden. Damals machte man Versuche mit dem Walzenschrämlader. Seine mit zahlreichen Schrämmeißeln besetzte Walze schneidet vom Liegenden des Flözes aus die Kohle bis zu einer Höhe von 90 Zentimeter. Die darüber anstehende Kohle bricht zumeist von selbst herein. Ein hinter der Gewinnungsmaschine geführter Räumler lädt die Kohle in den Panzer, der sie abfördert.

Der stürmische Fortschritt der Abbautechnik spiegelt sich in zwei Zahlen: Noch im Jahre 1958 wurden erst 20 v. H. der Gesamtförderung in vollmechanisierten Walzenladerbetrieben gewonnen, während 70 v. H. aus teilmechanisierten Streben kamen. In den vergangenen vier Jahren hat man den vollmechanisiert gewonnenen Förderanteil auf 50 v. H. steigern können, während die andere Hälfte ausschließlich aus teilmechanisierten Abbaubetrieben stammt.





Doch nicht nur der Kohlenhauer braucht kaum noch zu Abbauhammer und Pannschippe zu greifen. Auch dem vor Ort im Gestein arbeitenden Bergmann nehmen maschinelle Ladegeräte – Stoßschaufel- und Seitenkipplader, Ladepanzer und Abteufgreifer – die schwere körperliche Arbeit der Wagen- und Kübelbeladung ab. Nicht anders ist es mit dem Bohren von Sprenglöchern im Gestein, das durch den Einsatz verbesserter Bohrhämmer und moderner Drehschlagbohrmaschinen leichter und schneller vonstatten geht. Mit Hilfe von Großbohrmaschinen lassen sich verhältnismäßig mühelos Löcher von mehr als 80 Zentimeter Durchmesser herstellen, für die Abförderung der beim Abteufen eines Blindschachtes gelösten Berge zur unteren Sohle ebenso wie für die Zuführung frischer Wetter. Auch die Förderung von Kohle und Bergen ebenso wie der Transport von Material und Mannschaften sind wesentlich verbessert worden. So wurden auf der 2. Sohle neue 14 Tonnen schwere Batterielokomotiven eingesetzt, die von einer Zentrale durch Sprechfunk gesteuert werden. Ein eigens entwickelter Seilbandzug transportiert Material und Mannschaften in langen Abbaustrecken. Die Elektrifizierung der untertägigen Antriebe aller Art ist weiter fortgeschritten. Der Verbrauch an teurer Preßluft hat sich gegenüber der Zeit vor 1956 auf ein Viertel vermindert. Dem modernen Ausrüstungsstand des Untertagebetriebes entspricht auch die Ausstattung der Übertageanlagen. Die im Vorjahr in Betrieb genommene Schwerflüssigkeitswäsche bereitet

das Grobkorn über 30 Millimeter auf und sichert sorgfältiges Auswaschen der Kohle. Die aufwendige Arbeit des Auslesens der Stückkohle ist überflüssig geworden.

Besondere Aufmerksamkeit wird augenblicklich einer Verminderung der noch immer hohen Rohfeinkohlenmengen unter 4 Millimeter auf den im eigenen Kraftwerk unterzubringenden Bedarf gewidmet, um so den Überschuß als gewaschene Feinkohle wesentlich preisgünstiger als bisher verkaufen zu können. Die ersten Versuche mit einem neuentwickelten Windsichter für Sichtgut mit höherem Feuchtigkeitsgehalt haben vielversprechende Ergebnisse gezeitigt. Die Anlage trennt den Staub bei einer Korngröße von nur 1,25 Millimeter ab. Die bei Windsichtung gegenüber dem Siebverfahren erhöhten Schlammengen werden schon jetzt probeweise durch Rauchgase getrocknet und dann im Kessel verbrannt.

Aus der auf Leopold gewonnenen hochflüchtigen Kohle läßt sich in Verbindung mit der teilweise mageren Kohle der Zeche Kaiserstuhl guter Koks erzeugen, insbesondere nach vorheriger Feinmahlung. So wird die im Bau befindliche Feinkohlenmahlanlage auf Fürst Leopold helfen, den Absatz von gewaschener Feinkohle an die Kokerei Kaiserstuhl sicherzustellen.

So bietet die Schachanlage Fürst Leopold-Baldur im fünfzigsten Jahre ihres Bestehens das Bild einer modernen Zeche, deren Anlagen über und unter Tage dem jüngsten Stand der Technik entsprechen und alle Voraussetzungen erfüllen, deren es bedarf, wenn sich die

◀ 20, 30, ja 40 Kilometer weit von Hervest-Dorsten entfernt sind viele unserer Bergleute zu Hause. Mit eigens für sie verkehrenden Omnibussen kommen sie an jedem Tag zur Schicht

Kohle im Konkurrenzkampf mit anderen Energieträgern behaupten will.

Die Grundlage: der Mensch

Rückschauender Blick auf das Wachsen eines Werkes umfaßt, nahezu zwangsläufig, zunächst die weithin sichtbaren Stationen technischer und wirtschaftlicher Entwicklung, wie sie sich vornehmlich in Leistungszahlen und betrieblichen Entscheidungen spiegeln. Größenordnungen und Wachstumsraten verdecken, wenn sie eindrucksvoll sind, nur allzu leicht jene entscheidende dritte Kraft, deren Wirken allein die von der Technik geschaffenen Voraussetzungen zum festen Fundament zu wandeln vermag – den lebendigen Menschen. Sein inneres ebenso wie sein äußeres Verhältnis zum Betrieb und seiner Leitung haben gerade in den letzten 50 Jahren grundsätzlich Wandlungen erfahren.

Als auf Fürst Leopold vor fünf Jahrzehnten die ersten 500 Tonnen Kohle gefördert wurden, hatte die Betriebsführung alleinige Entscheidungsbefugnisse, vergleichbar den militärischen Führungsprinzipien. Dennoch war man damals, auch auf Fürst-Leopold, bemüht, die berechtigten Ansprüche der Menschen, die auf der Schachanlage arbeiteten, weitgehend zu erfüllen – um so mehr, als es sich um eine bodenständige Belegschaft handelte, die in Hervest-Dorsten und den umliegenden Ortschaften schon seit langem ansässig war. Auf das Betriebsgeschehen jedoch konnte der Bergmann keinen Einfluß nehmen. Nur auf einem Gebiet hatte man ihm gewisse „Mitbestimmungsrechte“ gegeben: Nach der Novelle zum Preußischen Berggesetz von 1905 mußten auf Schachanlagen mit mehr als 100 Beschäftigten Arbeitersausschüsse für Fragen der Grubensicherheit gebildet werden. Einen entscheidenden sozialen Fortschritt für die Arbeitnehmer in Deutschland brachte jedoch erst das Betriebsrätegesetz von 1920. Dieses Gesetz fußte auf dem Artikel 165 der Weimarer Verfassung, der die Mitwirkung der Arbeiter und Angestellten in der Regelung der Löhne und Arbeitsbedingungen festlegte. Auch räumte es in sozialen Fragen den Betriebsräten einige Mitbestimmungsrechte ein.

Auf der Grundlage des Betriebsrätegesetzes hat auch der Betriebsrat der Schachanlage Fürst Leopold in all den Jahren die Interessen der Belegschaft wirksam vertreten und mit der Zechenleitung zufriedenstellend zusammengearbeitet.

Diese Zusammenarbeit und mit ihr eine hoffnungsvolle Entwicklung wurden auch auf Fürst Leopold durch den Nationalsozialismus jäh unterbrochen. Man schaffte die Betriebsräte ab. Das im politischen Leben allein gültige „Führerprinzip“ wurde auch auf die Betriebe übertragen. Der Betriebsführer erhielt alleinige Entscheidungsvollmachten – die ihm zur Seite gegebenen Vertrauensleute hatten nur unbedeutende beratende Funktionen.

Getragen von gegenseitigem Verständnis

Nach dem Zusammenbruch galt es, von vorn anzufangen – dort, wo es 1933 zwangsläufig geendet hatte. Dank der Initiative besonders aktiver früherer Gewerkschafter wurden kurz

nach dem Zusammenbruch, gestützt auf das Kontrollratsgesetz Nr. 22, wieder Betriebsräte gebildet. Auch auf Fürst Leopold konnte der erste Betriebsrat schon bald seine Arbeit aufnehmen. Die schwierigen Probleme des Wiederaufbaus, der vielfach einem Neubeginn gleich, wurden in enger Zusammenarbeit, getragen von gegenseitigem Verständnis, zwischen Betriebsleitung und Betriebsrat gelöst. Unter dem Eindruck des gemeinsamen Wiederaufbaus aus Schutt und Asche wurde 1951, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, das Mitbestimmungsrecht verabschiedet. Es erweiterte die seit 1947 bereits in den Werken der eisenschaffenden Industrie gültige Mitbestimmung nunmehr auch auf den Bergbau. Damit hatte der Bergmann wie der Stahlarbeiter seine Anerkennung als Mitgestalter des betrieblichen Geschehens erreicht.

Auf Grund dieses Mitbestimmungsgesetzes erhielt auch die Hoesch Bergwerks-AG einen paritätisch zusammengesetzten Aufsichtsrat und einen Arbeitsdirektor im Vorstand. Ein bedeutsamer Fortschritt war erzielt, denn über den Aufsichtsrat der Hoesch Bergwerks-AG übten auch die Arbeitnehmer der Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur ihre Mitbestimmungsrechte aus.

Nach dem Mitbestimmungsgesetz des Jahres 1951 wurde ein Jahr später das Betriebsverfassungsgesetz geschaffen, das die Rechte und Pflichten der Betriebsräte genau festlegte und ihnen weitgehenden Einfluß auf soziale und personelle Entscheidungen einräumte.

Als 1952 im Zuge der Neuordnung der westdeutschen Montanindustrie auch die Hoesch Werke AG neu gegründet wurde – die als Holding-Gesellschaft von dem Mitbestimmungsgesetz des Jahres 1951 nicht erfaßt war –, sicherte eine freiwillige Vereinbarung zwischen Vertretern der Anteilseigner und der Gewerkschaften hier ebenfalls die Mitbestimmung. Auch die Hoesch Werke AG erhielt einen paritätisch besetzten Aufsichtsrat und einen Arbeitsdirektor als gleichberechtigtes Vorstandsmitglied. Damit wurde auch im Hoesch-Bereich um fünf Jahre vorweggenommen, was 1956 als Mitbestimmungsergänzungsgesetz, als sogenannte Holding-Novelle, in

Kraft trat. 1959 beschloß die Hauptversammlung, der Gesellschaft wieder den früheren traditionsreichen Namen Hoesch AG zu geben.

Eine neue Lage entstand, als wenig später auf Grund des Umwandlungsgesetzes die Hoesch AG Bergbau, die Hoesch AG Westfalenhütte, die Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg und die Hoesch AG Rohrwerke „Zweigniederlassungen“ der Hoesch AG wurden. Damit galt für die Hoesch AG nun das Mitbestimmungsgesetz von 1951. Um den Belegschaften dieser umgewandelten Gesellschaften die betriebsnahe Mitbestimmung zu erhalten, schloß der Vorstand der Hoesch AG ebenso wie einige andere Gesellschaften mit den Gewerkschaften 1959 das „Lüdenscheider Abkommen“, das die bisherigen Mitbestimmungsrechte auch den Arbeitnehmern der Zweigniederlassungen sichert. Geändert haben sich nur einige Namen: aus den Aufsichtsräten wurden „Beiräte“, und die bisherigen Vorstände heißen seither „Direktorien“. Zusammensetzung und Aufgaben aber sind die gleichen geblieben. Damit hat Hoesch schon frühzeitig versucht, in allen Bereichen seines großen Verbandes bestmögliche Voraussetzungen für eine harmonische Gestaltung seiner inneren Ordnung zu schaffen, soziale Spannungen weitgehend zu mildern und den Arbeitern und Angestellten das Bewußtsein ihres Wertes als echte Mitarbeiter des Unternehmens zu geben.

Beispielhafter Wohnungsbau

Die ersten Grundlagen dieses vertrauensvollen Verhältnisses zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern wurden bei Hoesch auch im Bergbau schon vor Jahrzehnten geschaffen. 1910 hatte die Gewerkschaft Trier in der Gemeinde Holsterhausen zur Unterbringung der erforderlichen Arbeitskräfte auf einem 19 Hektar großen Grundstück mit dem Bau einer Siedlung begonnen, die 275 Einfamilienhäuser umfaßte. Drei Jahre später folgte die Gewerkschaft Fürst Leopold in unmittelbarer Nähe der Schachtanlage auf einem Gelände von 26 Hektar Größe mit weiteren 730 Wohnungen und 8 Ladengeschäften. Damit stand bereits vor dem

ersten Weltkrieg ein breiter Grundstock zur Verfügung, der im Laufe der Jahre erweitert werden konnte. Diese schon frühzeitig begonnene Sicherung eines ausreichenden Wohnungsbestandes erwies sich in der Folgezeit als besonders glücklich, da die Wirtschaftskrisen der dreißiger Jahre und später der zweite Weltkrieg großzügige Bauvorhaben nicht mehr zuließen. Von den insgesamt 1471 werkeigenen Wohnungen waren 1189 mehr oder weniger stark beschädigt worden. Auf Grund der gesetzlichen Regelung, die bis zur Währungsreform galt, war nur ihre „Winterfestmachung“ möglich. Erst nach der Währungsreform konnte man daran gehen, die noch immer bestehenden Kriegsschäden zu beheben, unterbliebene bauliche Instandsetzungsarbeiten nachzuholen und den nicht zuletzt auch infolge einer Vergrößerung der Belegschaft unzureichend gewordenen Wohnungsbestand zu erweitern. Dem bei der vorwiegend aus ländlichen Gebieten stammenden Belegschaft stark ausgeprägten Eigentumsgedanken Rechnung tragend, wurden bereits Ende 1948 die ersten Eigenheime fertiggestellt. Weitere größere Eigentumsmaßnahmen folgten zwei Jahre später und haben seither ein beachtliches Ausmaß erreicht. Es umfaßt heute mit 1233 Wohnungen 63 v. H. der 1956 werksgebundenen Wohnungen.

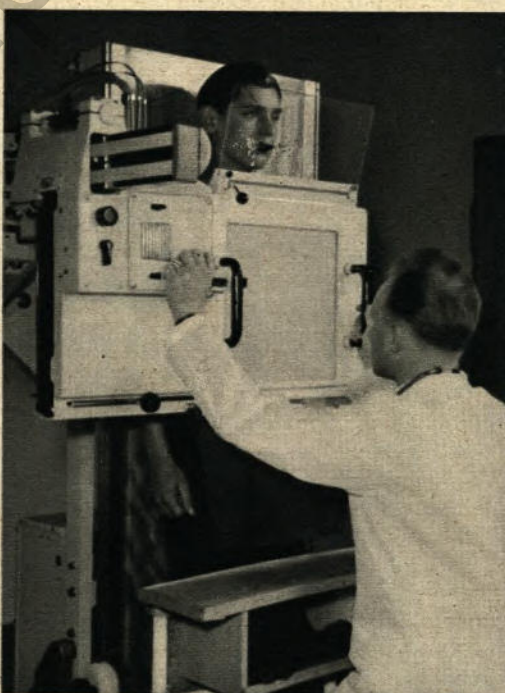
Insgesamt verfügt die Zeche über 3523 werkeigene und werksgebundene Wohnungen, in denen allerdings zu einem Teil auch Pensionäre, Witwen und Werksfremde wohnen. Immerhin darf es als Ergebnis einer besonders harmonischen Zusammenarbeit zwischen Verwaltung und Betriebsrat gewertet werden, wenn heute von 3235 Belegschaftsmitgliedern mehr als 25 v. H., nämlich 831, im eigenen Haus wohnen. Und daß jeder dritte Bauherr sein Haus nach individuellen Wünschen errichten konnte, wobei ihm die Schachtanlage mit kostensparender Beratung zur Seite stand.

Hilfe im eigenen Gesundheitshaus

Nachdem sich Mitte der fünfziger Jahre die zufriedenstellende Lösung des Wohnungsproblems abzuzeichnen begann, konnte man



▲ Im eigenen Grubenrettungshaus ist eine 162 Meter lange gasdichte Übungsstrecke eingerichtet, in der sich alle Schwierigkeiten des Ernstfalls erproben lassen



▲ Ein Gesundheitshaus auf dem Zechengelände, das mit Röntgeneinrichtungen, Labor und Elektrokardiograph, mit Bestrahlungskabinen, Massage- und Baderäumen versehen ist, dient vor allem der Vorbeugung. Auf unserem Bild Dr. Im Brahm bei einer Untersuchung



▲ Schon 1910 hatte die Gewerkschaft Trier begonnen, in Holsterhausen eine Siedlung mit 275 Einfamilienhäusern für die Belegschaft zu bauen. Heute verfügt Fürst Leopold-Baldur über mehr als 3500 werkeigene und werksgebundene Wohnungen



1956 an die Verwirklichung einer zweiten, längst gestellten Aufgabe gehen: die Errichtung eines Gesundheitshauses auf der Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur. Damit war den Kumpels der weite Weg in die Krankenhäuser von Buer oder Recklinghausen erspart. Baderäume für die Behandlung von Herz- und Kreislaufkrankungen, Moorbäder und Massageräume für Teil- und Ganzmassagen, Röntgeneinrichtungen für Durchleuchtungen aller Art sowie für frühestmögliche Diagnose von Staublungenveränderungen, Bestrahlungskabinen, Labor und Elektrokardiograph kennzeichnen dieses Haus, dessen Einrichtung nach jüngsten medizinischen Erkenntnissen erfolgte. Die Verbundenheit der Belegschaftsmitglieder mit ihrer Schachtanlage ist eng, nicht zuletzt auf Grund der Bodenständigkeit der Bergleute, die zu etwa einem Viertel aus den um Dorsten gelegenen Landgemeinden, zu drei Vierteln aus den großen Siedlungen in Hervest-Dorsten und Holsterhausen kommen. Bislang hat man auf Leopold-Baldur weder Ledigenheime zu errichten noch Arbeitskräfte in bergbaufernen Gebieten oder gar im Ausland anzuwerben brauchen. Die andernorts oftmals gefürchtete Erscheinung der Fluktuation, des ständigen Wechsels der Arbeitskräfte, ist in Dorsten fast unbekannt. Diese erfreuliche Tatsache zeugt einerseits von enger Bindung an Heimat und Arbeitsplatz, zum andern von einem guten Betriebsklima, das sicherlich zu einem erheblichen Teil durch das Kameradschaftsgedinge geschaffen wird.

Im Zeichen der Kameradschaft

Diese Form der Zusammenarbeit unter Tage wird auf Leopold-Baldur, im Gegensatz zu den meisten Zechen des Ruhrgebietes, ausnahmslos auch in den Streben gepflogen. Ihr charakteristisches Merkmal liegt darin, daß nicht jeder Mann für sich allein arbeitet, sondern alle

Kohlenhauer eines Abbaus unter normalen Bedingungen das gleiche Arbeitspensum zugewiesen bekommen und für die gemeinsam geförderte Kohlenmenge gleichmäßig entlohnt werden. Gleiches gilt für die im Streben mit dem Ausbau, dem Versatz und dem Rücken des Panzerförderers beschäftigten Hauer. Das Kameradschaftsgedinge steht, wie der Name bereits sagt, im Zeichen der Kameradschaft, des Einanderhelfens, des Füreinanderdaseins. Wer beispielsweise ein schlechtes Hangendes vorfindet und mit der ihm zugewiesenen Kohlenfront allein nicht rechtzeitig fertig würde, wird von einem Kameraden seines Gedinges unterstützt, der dank günstigerer Arbeitsbedingungen Zeit einsparen konnte und früher frei geworden ist.

Diese Gedingeform kommt den Arbeitsbedingungen in vollmechanisierten Streben, deren Tempo ausschließlich von der Gewinnungsmaschine bestimmt wird, weitgehend entgegen. Und so ist es denn nur natürlich, daß sie auch auf anderen Schachtanlagen erneut Eingang findet: Ein Kreis scheint sich geschlossen zu haben, denn – mit „Kameradschaften“ fing es vor 50 Jahren an, und Kameradschaftsgedinge sind heute eine Form der Zusammenarbeit unter Tage, die sich auf Fürst Leopold-Baldur besonders bewährt hat.

Wir haben eindrucksvolle Größenordnungen entdeckt und bedeutsame Wachstumsraten aufgezeigt, Leistungszahlen zogen vorüber und betriebliche Entscheidungen von beträchtlicher Tragweite wurden gegenwärtig. Wir sahen unsere Zeche Fürst Leopold-Baldur noch einmal wachsen, vom Abteufen des ersten Schachtes, das 1910 begonnen wurde, bis zur Arbeit im vollmechanisierten Streben – heute, 1963. Der lebendige Mensch war es, der diesen erfolgreichen Weg möglich machte. Jener fleißige, zuverlässige, wortkarge Kumpel, der erst zupackt und dann, vielleicht, spricht. Der, aus Dorsten selbst, aus Altschermbeck,

▲ Diese Luftaufnahme zeigt die ins grüne „Vest“ eingebettete Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur zur Zeit ihres fünfzigsten Geburtstages mit den Fördertürmen 1 und 2, der davor liegenden Kohlenwäsche, dem links anschließenden Kraftwerk und der Bandbrücke, die zur benachbarten Steinkohlengas AG (ganz links) führt

Bocholt, Deuten, Gemen, Haltern, Hamm, Marl, Rade, Velen, Wulfen oder einem der dreißig anderen umliegenden Orte kommend, pünktlich in der Lampenstube erscheint, die Hängebank betritt, auf das Signal des Anschlägers wartet, das ihm den Weg freigibt zu „seiner“ Kohle. Ohne diesen Kumpel ist das Revier nicht denkbar. Ohne ihn gäbe es keine Vergangenheit, keine Gegenwart, keine Zukunft.

Unser kleiner Rückblick in die fünfzigjährige Geschichte der Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur geht zu Ende. Wir schauen aus Vergangenheit und Gegenwart in die Zukunft, die Zukunft der Kohle, die Zukunft des Bergbaus im Vest. Wird die Kohle auch morgen noch jene Rolle spielen können, die ihr, so sollte man meinen, als dem wertvollsten Schatz in deutscher Erde zusteht? Wir glauben, diese Frage aus innerster Überzeugung bejahen zu können. Im Vestischen werden rund 30 v. H. der Ruhrkohle gefördert. Unsere Zeche Fürst Leopold-Baldur steht im Zeichen von Rationalisierung und Mechanisierung. Die Arbeit des Bergmannes ist leichter geworden, Leistung und Produktivität haben sich erhöht. Mit dem Fortschritt der Technik ist die Förderung sozialer Einrichtungen Hand in Hand gegangen. Das soll auch weiterhin so bleiben. Sicherlich wird uns die nächste Zukunft vor nicht immer leichte Probleme stellen – technische und wirtschaftliche, soziale und kulturelle. Doch ebenso sicher ist, daß wir sie lösen werden. In diesem Sinne rufen wir allen, deren Hilfe wir brauchen, auf deren Mitarbeit wir vertrauen, heute herzlich zu:

Glück auf!

Wer wird schon weise?

Der Weise begegnet uns meist nicht dort, wo wir ihn erwarten, sondern überraschend, irgendwo im Alltag bei einer einfachen Verrichtung, der niemand eine Bedeutung zumessen würde. Er kann zum Beispiel einen Besen in der Hand haben und einen Stall ausfegen. Aber wenn er es in dem Bewußtsein tut, daß auch dies sein muß, vergibt er sich in seiner Menschenwürde nichts dadurch, daß er dem Vieh dient, und er wird nicht zum Sklaven der Dinge. Er bildet sich gewiß nicht ein, daß er da eine unersetzliche und großartige Tätigkeit ausübe. Seine Haltung sagt nicht: „Seht einmal, keiner kann den Besen so wirksam schwingen wie ich!“ Und wenn er aufblickt, sieht er nicht unwirsch aus oder so, als wüßte er den Müßiggängern einen Kuhfladen ins Gesicht, sondern er lächelt denen, die er kennt, grüßend zu und schenkt ihnen so die Gewißheit, daß die Welt nicht so arm an Güte ist, wie die Bosheit glaubt.

Solche Übereinstimmung des Handelns mit dem Denken läßt sich freilich nicht mit dem Nürnberger Trichter in die Köpfe und Herzen gießen, und aus mundgerecht gemachten Tellern wird die Weisheit nur selten aufgelöffelt. Auf den Schulen läßt sich's nicht unbedingt lernen. Auch wer eingesehen hat, wie das Vollkommene beschaffen sein müßte, richtet sich ja nicht immer danach. In einer ausgeglichenen Seelenlage ist es leicht, aufrecht seinen Weg zu gehen. Doch erst in Mißhelligkeiten, Anfechtungen und Leiden zeigt sich die wahre Menschlichkeit, und wer dann durch den Kummer nicht umgeworfen würde und sich in der tiefsten Ergriffenheit noch das Bewußtsein bewahrte, daß niemand das unvermeidliche Schicksal fliehen kann, der wäre wohl wirklich getrost und weise.

Hieraus sieht man schon, daß es eigentlich gar keinen vollkommenen Weisen geben kann und daß Weisheit ein Ziel ist, nach dem wir höchstens in unseren besten Stunden streben können. Der Mensch, nach dem Bilde Gottes geschaffen, weiß um das Böse und sucht trotzdem das Gute. So wäre denn auch die Unverzagtheit ein Merkmal der um die Weisheit Bemühten, das ruhig schlagende Herz in allen Enttäuschungen, das welt-offene Teilnehmen an dem, was schön und edel ist, die Gewißheit, daß die große Natur sich nach allen Erschütterungen wiederherstellt. Eine Blume oder einen Vogel anzuschauen, sich am Leuchten der Kinderaugen zu freuen, ist gewiß ersprießlicher, als verrannten Propheten zu folgen, die auf die Furcht spekulieren und falsche Prognosen stellen.

Wir können uns selbst kaum überreden, weiser zu werden, und wir können auch andere nicht überzeugen, daß die Welt, in der wir leben, gar nicht so schrecklich sei, und daß es nur darauf ankäme, wie man sie sehen wollte. Aber wir können immerhin diejenigen, die ohne aufgeregte Lamentationen einfach tun, was der Tag von ihnen verlangt, die vor allem hier und heute leben wollen und nicht vorgestern oder übermorgen, mit dem freundlichen Aufblick grüßen, an dem sich die Gleichgestimmten erkennen.

Richard Gerlach

Winterkartoffeln

Wer das Bündchen nicht ehrt, ist den Supermarkt nicht wert. Unsereiner kauft noch gern im Bündchen. Im Bündchen macht man ein Schwätzchen, im Bündchen erkundigt sich die Ladenfrau noch nach dem Wohlbefinden der lieben Kinderchen, im Bündchen bekommt man noch ein Titelchen angehängt, im Bündchen heißt es „Beehren Sie mich bald wieder!“, im Bündchen walten die Kleinkrämerin und der Kleinkrämer getreulich hinter der Ladentafel. Es lebe das Bündchen!

Beim alten Gaunert in der Nebengasse gab es Winterkartoffeln. Er hatte einen großen Vorrat.

Die Kartoffelsäcke standen bis auf die Straße hinaus. Vor dem Schaufenster, in der Ladentür, im Hausgang – ein Kartoffelsack neben dem anderen.

Über die Tür geschrieben, an das Schaufenster gemalt:

„Heute noch Kartoffeln zum alten Preis! Letzter Tag!“

So kamen die Kunden.

„Was kosten die Kartoffeln?“

„Wir verkaufen noch zum alten Preis.“

„Kostenpunkt?“

„Fünf Pfund 75 Pfennig.“

„Nur noch heute?“

„Heute ist der letzte Tag.“

Die Kunden kamen zuhauf und kauften in Mengen.

Sie kauften auf Vorrat. Zum alten Preis.

Die Gelegenheit lasse sich entgehen wer will.

Beim alten Gaunert wurde vom Wiegen die Waage warm.
 Die Registrierkasse stand nicht still.
 „Fünf Pfund 75 Pfennig! Wer will noch mal? Wer hat noch nicht? Wieviel Pfund dürfen es denn sein, junge Frau?“
 Die Kunden standen bis auf die Straße hinaus.
 Sie standen in Reihen und standen in Schlangen.
 Sie kamen zweimal und dreimal.
 Daheim baten die Hausfrauen ihre Ehemänner um Vorschuß.
 „Beim Gaunert gibt es noch Kartoffeln zum alten Preis! Heute letzter Tag!“
 Die Ehemänner bewunderten anerkennend die weise Umsicht ihrer Ehefrauen.
 Johannes kam des Weges daher.
 Auch er sah die Kartoffelschwemme.
 „Kartoffeln zum alten Preis! Letzter Tag!“
 Er stellte sich hinten an.
 Als er an der Reihe war, fragte er:
 „Zum alten Preis?“
 „Ja. Nur noch heute. Fünf Pfund 75 Pfennig.“
 Johannes fragte:
 „Und morgen? Was werden die Kartoffeln morgen kosten?“
 „Den neuen Preis.“
 „Wieviel ist das?“
 Gaunert sagte, aber leise:
 „Fünf Pfund 65 Pfennig.“

Hans April

Neujahr

Will das Glück nach seinem Sinn
 Dir was Gutes schenken,
 sage Dank und nimm es hin,
 ohne viel Bedenken.

Jede Gabe sei begrüßt,
 doch vor allen Dingen:
 das, worum Du Dich bemühst,
 möge Dir gelingen.

Wilhelm Busch

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktionsleitung: Hanns Meseke. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Gröting. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822294/0822123. Grafische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Titel- und Rückseite: Erich Kreuzner, Dortmund. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten **7** bis **72**: Willi Laser. Redaktionsleitung: Hanns Meseke. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Gröting. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822294/0822123. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALENHÜTTE, Seiten **1** bis **32**: Walter Hölkeskamp. Redaktionsleitung: Johannes Hoischen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822123/0822294. Druck: Westfalendruck, Dortmund. Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis. Farbinnenseiten: Erich Kreuzner, Irmgard Steinfurth, Brigitte Korte, Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Fotoabteilung Hoesch AG; Fotostelle der Westfalenhütte; Beratungsstelle für Stahlverwendung, Düsseldorf; Bundesbahn-Pressedienst; Laenderpress; Süddeutscher Verlag; Schweizerisches Turn- und Sportmuseum, Basel; Verkehrsverein Basel; Zeichnungen: Hannes Gaab, Mainz; Hans Gelsen, Helnz; Kallsch, Dortmund; Ulrik Schramm, Feldafing.



Foto-Wettbewerb

- ① Werner Gasche Hoesch AG
- ② Klemens Elsner Hoesch Eisenhandel mbH
- ③ Hans Vogel Hoesch AG Bergbau
- ④ Helga Henke Hoesch AG Westfalenhütte
- ⑤ Lothar Bedorf Hoesch AG Westfalenhütte



①



③



④



②



⑤

